



Mit der Rheingasse erlebt Basel
eine attraktive neue Ausgehmeile.
Und kaum jemand meckert.

Seite
6

UFF DR GASS

ANZEIGE



Frank Stella

Malerei & Zeichnung, 09.05. – 30.08.2015

museum für gegenwartskunst
kunstmuseum basel

Sonntag, 23. August 2015, 10–12 Uhr, MGK

Mit Nichte, Neffe, Paten- oder Enkelkind

Ein etwas anderer Besuch bei Stella

Ein Generationenworkshop
CHF 10.–, keine Anmeldung erforderlich

Stell Dir vor, Deine Kühlgeräte werden zur Sparbüchse.

Ersetzen Sie ihre gewerblichen alten Kühl- und Gefriergeräte durch energieeffiziente Modelle und sparen bis zu 25% des Kaufpreises. Informationen unter T +41 61 275 51 11 und energieberatung@iwb.ch.

Aus eigener Energie.

Profitieren Sie
jetzt vom
Förderprogramm.

unterstützt durch
IWB Öko-IMPULS & Stiftung
ProKilowatt

iwb

INHALT

3

Chus Martínez

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



«Es ist ein ewiger Versuch, die Schule zu öffnen»: Die Leiterin des Instituts Kunst an der HGK erklärt, warum Studierende schon während ihrer Ausbildung ausstellen.

Seite
30

Klettern in der Region

FOTO: OLIVIER CHRISTE

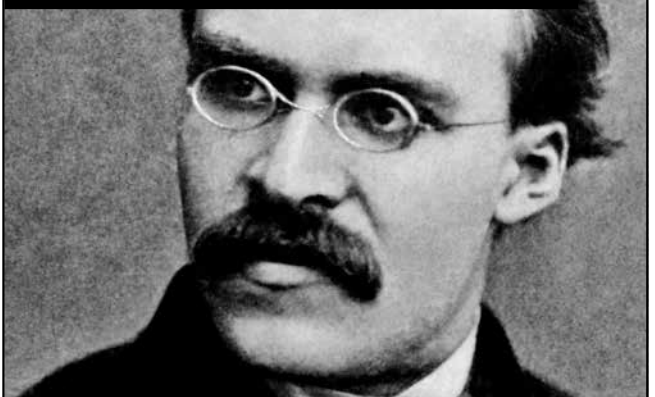


Von Bohrgasmus bis Nirwana: Eine Geschichte des Kletterns in Namen.

Seite
36

Friedrich-Nietzsche-Preis

FOTO: GETTY IMAGES



Basel verleiht zu Ehren seines kontroversen Denkers einen Preis.

Seite
40

Georg Kreis

Die Schweiz hat mit Jacques de Watteville einen neuen EU-Chefunterhändler – dabei weiss niemand, ob die Gegenseite überhaupt verhandeln will.

Seite
24

Alexa von Wehren	S. 4
Bestattungen	S. 26
Kulturflash	S. 41
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Wochenendlich	S. 44
Kultwerk	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Remo Leupin
Redaktions-
und Geschäfts-
leiter a.i.

Rheingasse: Ein Lehrstück für Stadtplaner

Skeptiker und Pessimisten wussten es auch diesmal besser: Die Basler Rheingasse als gastronomisch bespielte Begegnungszone? Kann nicht gut gehen! Es drohe eine zweite Steinenvorstadt mit gesichtslosen Halligalli-Bars, malten Kritiker den Teufel an die Wand, bevor der erste Stuhl auf der Strasse stand. Und manch Spielverderber hoffte wohl insgeheim, dass bald nachtruhegestörte Anwohner gegen die Beizer Amok laufen würden.

Nichts von dem ist eingetroffen. **Das neue Ausgeh-Angebot stiess von Beginn weg auf positives Echo.** Von Remmidemmi keine Spur, und es gab nur ein paar wenige Klagen. Nach der bald abgelaufenen ersten Freiluftsaison lässt sich bilanzieren: Der «Boulevard Rheingasse» ist ein Segen für die Stadt und ein Lehrstück für Stadtplaner. Die Alternative wäre eine zwar autofreie, aber menschenleere Strasse mitten in Basel.

Die Angst vor einer verödeten Rheingasse gab auch **Anwohner und Kulturfloss-Kapitän Tino Krattiger** den Anstoss, sich für eine Belebung einzusetzen. Die Umwandlung des Zentrums in ein Gebiet mit leeren Strassen, wo man nur noch mit dem Velo durchfahren darf: «Das ist Kitsch», gab er der TagesWoche zu Protokoll. «Der Staat erklärt diese Strasse zur Begegnungszone. Aber wem sagt er das? Was ist das? Ein Verdikt, eine Manifestation?»

Will heissen: Top-down-Stadtplanung am Reissbrett funktioniert nicht. Neue Begegnungszonen lassen sich nicht verordnen. Es braucht Anwohner und engagierte Nutzer, welche die Orte von Beginn weg mitgestalten und beseelen. Der «Boulevard Rheingasse» könnte den Stadtentwicklern des Präsidialdepartements auch bei anderen Stadtbelebungsprojekten als Beispiel dienen: bei der kulturellen Zwischennutzung der Klybeckinsel etwa oder bei der Neugestaltung des Kasernenareals.

tageswoche.ch/+epj9k

Weiterlesen, S. 6



«Neues Leben
in der alten
Gastbergasse»
Thema,
tageswoche.ch/
+5eoyy

Online



«Die Rheingasse
vereinigt alles, was
das Grossbürger-
tum nicht wollte»,
tageswoche.ch/
+wf87g

Alexa von Wehren

von Olivier Christe

In luftiger Höhe ist Alexa von Wehren in ihrem Element. Ihr Weg führte sie vom Klettern zur Tanzgruppe öfföff, nun tanzt die Wahlbaslerin über allem und träumt von einer Inszenierung im Kannenfeldpark.

Wir sitzen im Kannenfeldpark. Über uns ragen die Bäume hoch in den Himmel. Alexa von Wehrens Idee ist, dazwischen in der Luft zu tanzen. Sie macht das seit Jahren. An Häusern, in Parks, auf Bühnen. Woher das kommt? Ihr Leben fasst sie in aller Kürze zusammen:

«Geboren 1973 in Hamburg. Waldorfschule in Hamburg. Theater, Eurythmie, Voltigieren. Abitur. Schauspiel oder Tanz? Vorsprechen bei Schauspielschule. Absage. Dimitrischule? 800 Franken im Monat, zu teuer. Uni. Germanistik mit Schwerpunkt Theaterwissenschaft. Boaaaah ... studieren kann ich auch noch später. Was mach ich eigentlich am liebsten, womit bin ich am freiesten? Tanz! Tanzausbildung in Nürnberg. Streit mit Schulleitung. Abbruch. Kletternd mit Freund auf Weltreise. Abschluss Tanzausbildung. Freie Arbeit als Tänzerin und Kletterlehrerin. Kombination: Luftakrobatik.»

Stets zuerst zum Höhenarbeiter

Die Enge der Proberäume trieb von Wehren mit Anfang 20, nachdem sie auf einer Afrikareise das Tanzen entdeckt hat, an die Felsen des Frankenjuras. «Das draussen sein, die Luft um mich. Das war so viel schöner als die engen Proberäume.» Auf den Gedanken, die beiden Bewegungskünste zu vereinen, kam sie damals noch nicht. Und auch als sie Ende der 1990er-Jahre beides immer intensiver lebte – sie hatte die Tanzausbildung unterdessen abgeschlossen und kletterte im oberen siebten Grad – berührten sich die beiden Welten kaum.

Erst als sie 2001 eine Aufführung der Tanzgruppe öfföff in Bern sah – sie war zu jener Zeit gerade auf Kletterurlaub im Berner Oberland –, war die Verbindung hergestellt. Der Tanz im vertikalen Raum, den öfföff zeigte, war die perfekte Symbiose. So sprach sie nach der Aufführung die Produzentin an, bewarb sich und reiste 2003 mit Sack und Pack an ihre erste öfföff-Produktion nach St. Gallen.

Inzwischen sind zwölf Jahre vergangen und von Wehren zieht bei öfföff die Fäden. In ihrer Verantwortung liegt sowohl das Sicherheitsrelevante, das sie immer zuerst



Draussen blüht sie auf: Für Alexa von Wehren ist ein Stadtpark eine «Freiluftbühne».

FOTO: OLIVIER CHRISTE

mit einem Höhenarbeiter bespricht, wie auch das Erkennen von Möglichkeiten. Das Auge, das wahrnimmt, wo der vertikale Raum wie genutzt werden kann. Wo wie Seile installiert werden können.

«Ich blicke mich um im Kannenfeldpark und wünsche mir Tänzerinnen und Tänzer in den Bäumen.»

Es geht letztlich darum, ein Areal aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Besonders Städter kennen das Phänomen,

dass der Blick an den Schaufenstern hängen bleibt und nur selten darüber steigt. Diesen Blick nach oben, nach den Möglichkeiten im vertikalen Raum, versucht öffentlicher Raum anzusprechen. So etwa bei der Eröffnung des neuen Stadtmuseums Aarau im April dieses Jahres, bei der sie die Fassade zur Bühne machten.

Wie im Fall Aarau realisiert, betont von Wehren vor allem den ortsspezifischen Charakter ihrer Stücke. «Jeder Ort bietet neue Möglichkeiten, die wir auszunutzen versuchen.» Dabei ist aber nicht jedes Mal alles neu: «Wir nehmen Elemente aus früheren Produktionen auf und passen sie der neuen Umgebung an.»

Während sie im Rahmen der Reihe «Danse autour de...» regelmässig kleine Stücke dieser Art an unterschiedlichen Or-

ten veranstalten, soll im kommenden Jahr zusätzlich eine grössere Produktion entstehen, die genau dieses Ortsspezifische ins Zentrum stellt.

Den Hafen auf dem Radar

«Der Kannenfeldpark mit seinen Bäumen in allen Höhen, seiner Freiluftbühne, seinen grossen Grünflächen bietet sich an. Ich blicke mich um und wünsche mir die Tänzerinnen und Tänzer in den Bäumen.»

Doch auch ausserhalb des St. Johann gibt es Objekte auf von Wehrens Radar – der Hafen etwa und das Gundeldingerfeld. Vieles ist möglich. Sicher ist einzig, dass es in Basel sein wird, wo sich die Vielgereiste inzwischen mit ihrer kleinen Familie niedergelassen hat.

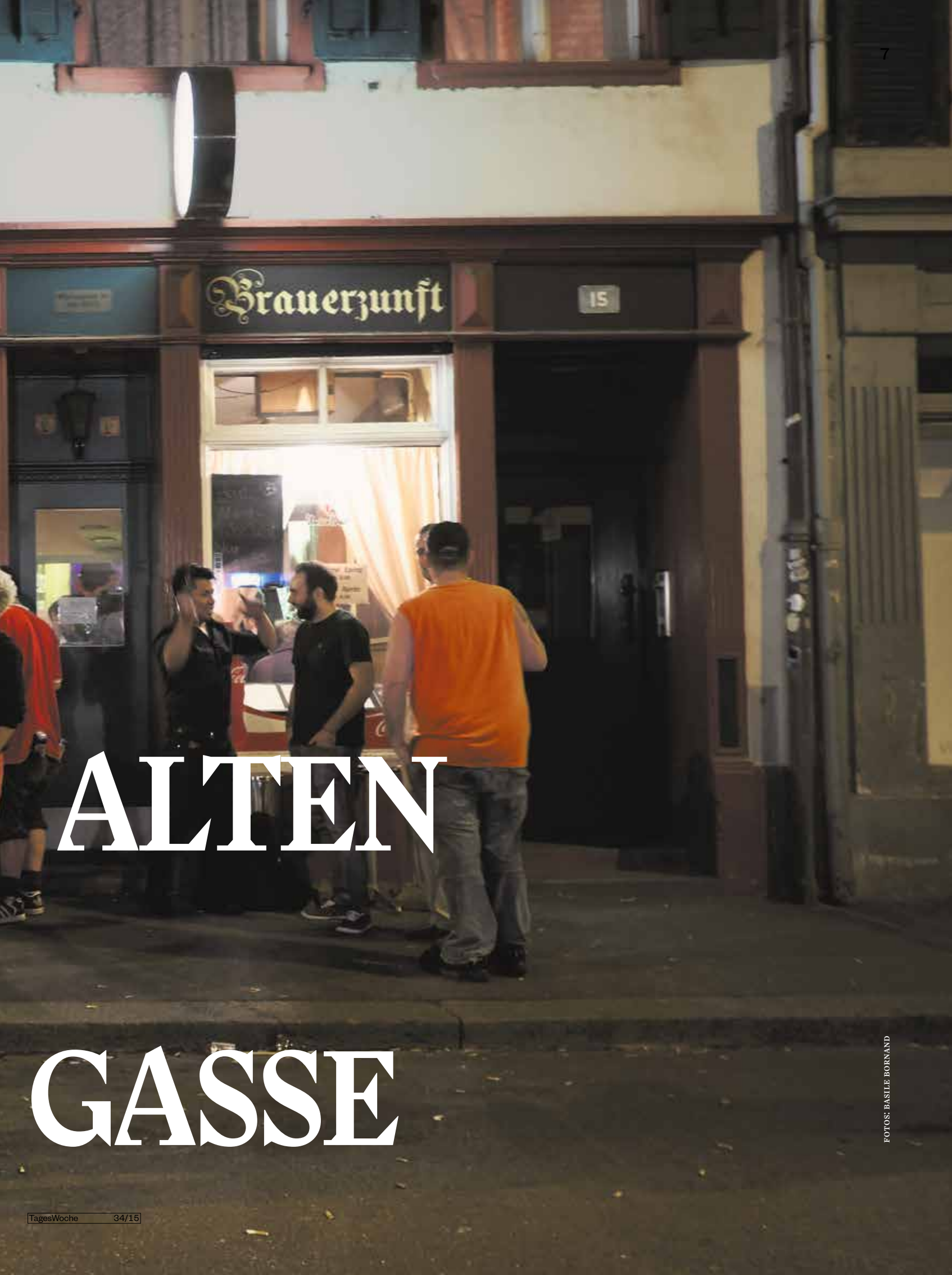
tageswoche.ch/+y0ddd

×

Rheingasse

Basel goht uff d'Gass: Der Satz hat in diesem Sommer neue Bedeutung erhalten. Die Rheingasse mausert sich zum Boulevard. Und kaum jemand trauert der Vergangenheit nach.

NEUES LEBEN IN DER GASTGEBER



ALTEN GASSE

FOTOS: BASILE BORNAND

von Marc Krebs und Dominique Spirgi

Die Kleinbasler «Sonne» ist untergegangen. Die Taverne an der Rheingasse 25 war ein Sammelbottich für Durstige, Anlaufstelle für Tanzpaare und Auffangbecken für Nachtenten. Tempi passati. Still und heimlich hat das Dancing Ende Juli seine Türen geschlossen. Wer dieser Tage daran vorbeispaziert, trifft auf die neue Pächterin, wie sie Maler instruiert oder mit ihrem Koch René Walter den Speiseplan bespricht. Jaqueline Marinho (32) will hier die grosse Sonnenwende erwirken. Ihren früheren Beruf als Gärtnerin hat sie aufgegeben, um ein gastronomisches Pflänzchen aufzuziehen (mehr dazu auf Seite 11).

Noch bis zum 5. September wird das Traditionslokal umgestaltet und modernisiert. Eine weitere Baustelle an der Basler Rheingasse, die grosse Veränderungen mitmacht. Es scheint, als sei derzeit keine Tapete sicher: Die Stiftung Habitat baut hier ihren Hauptsitz aus. Die «Grenzwert»-Bar ist in den «Schwarzen Bären» umgezogen und hat diesen bemerkenswert aufgehübscht. Und aus dem verwahrlosten «Hecht» ist das herausgeputzte East West Hotel geworden.

Zürich hat die Langstrasse, Basel hat die Rheingasse: Wo früher gestrippt oder gestritten wurde, trifft man heute auch auf Hipster.

Die Namensänderung von «Hecht» zu «East West» markiert den Abschied von einer Vergangenheit, die höchst verrufen war: Der «Hecht» war ein heruntergekommener Laden, nicht das, was man an der Sonnenseite des Rheins erwarten würde. Zimmer wurden oft stundenweise gemietet und für den Beistatt den Tiefschlaf genutzt. Zuletzt sei man froh gewesen, wenn man einen Gast pro Woche hatte, sagt Gertrud Hüttenmoser von der Besitzerfamilie.

Es musste etwas geschehen. Sie verkaufte Immobilien, darunter das stadtbekannte «Singerhaus» am Marktplatz, und machte mehrere Millionen Franken für eine umfassende Renovation flüssig. Ein Jahr war der «Hecht» wegen Umbau geschlossen.

Im Juni 2015, als die Liegenschaft unter neuem Namen und mit 44 Zimmern wiedereröffnet wurde, kamen manche Stammgäste zum letzten Mal. «Es ist einigen zu chic geworden», sagt Gertrud Hüttenmoser nicht ohne Stolz. Die alte Dame hat sich genug lang mit «Pack» herumgeschlagen, wie sie sagt. Früher hat es hier öfter mal geklopft. «Am schlimmsten war es nicht bei den Männern, sondern bei den Frauen. Diese gingen mit Flaschen aufeinander los.» Hüttenmoser ist froh, dass sich die Stimmung beruhigt hat.

Bewegung durch Stillstand

Die neue Klientel ist internationaler, sei es im Hotel – wo man auch, wenn die Reception nicht besetzt ist, mit Kreditkarte einchecken kann – oder in der verpachteten Kellerbar. Dort wurde ein Zigarren-Fumoir eingerichtet, die Karte lockt mit japanischen Sushi. Keine Frage: Man möchte das 1-Sterne-Image weit hinter sich lassen. Tatsächlich erscheinen Hotel und Restaurant in neuem Glanz. Allerdings vermag die uneinheitliche Terrassenmöblierung auf der Rheinseite – hier Rattan, dort Holz, da Plastik – nicht mit der architektonischen Innenausstattung mithalten. Und wurde prompt auch schon von der Allmendverwaltung kritisiert.

In Bewegung kam die Rheingasse schon im Winter dieses Jahres – durch Stillstand: Das offizielle Basel befreite die historische Strasse durch die Kleinbasler Altstadt vom motorisierten Durchgangsverkehr und erklärte sie zur «Begegnungszone».

Die ansässigen Gastrobetriebe setzten dies mit Schützenhilfe der Behörden um. In einem geradezu erstaunlich unbürokratischen Akt wurde der vordere Teil der Rheingasse zur Boulevardzone erklärt. Seit dem 15. Mai bedienen neun Lokale dort, wo früher Autos parkierten, ihre Gäste. Viele, sogar sehr viele Gäste, wie die ersten Erfahrungen in diesem boulevardfreundlichen Sommer gezeigt haben. Allen voran die «Grenzwert»-Bar lockt neues, internationales Publikum in die Gasse: Nebst Stammgästen und Basler Originalen vernimmt man auch zunehmend englischsprachige Bestellungen. Die Expats haben es entdeckt, Roche-Mitarbeiter etwa, die auf dem Heimweg einen Stopover einlegen und sich mit wirklich leckeren Fish & Chips verköstigen. An manchen Sommerabenden gabs

selbst für die Polizeistreife kaum ein Durchkommen.

Die Geister, die man rief, stossen aber nicht nur auf Gegenliebe. Der Ansturm hat bei manchen Kleinbaslern die Befürchtung beflügelt, die Rheingasse werde jetzt zur zweiten Steinvorstadt. Ein Mann, der seit 18 Jahren in der Rheingasse wohnt, sagt, das Ganze habe sich an der Anwohnerschaft vorbei entwickelt. «Auf dem Rheingasse-Boulevard herrscht eine Ballermann-Atmosphäre, alles ist rein kommerziell geprägt», sagt er (möchte aber nicht namentlich genannt werden). «Davon war bei den ursprünglichen Gesprächen mit den Boulevard-Initiaten nicht die Rede.»

Dem Kritiker geht es nicht nur um die Öffnungszeiten. Er erwartet, dass neben dem gastronomischen Angebot auch die Marktstände und weitere Angebote für Anwohner und Passanten, von denen ursprünglich die Rede war, realisiert werden.

Doch die kritische Stimmen sind die Ausnahme. Gertrud Hüttenmoser etwa sagt, dass die Rheingasse weit von einer Steinvorstadt entfernt sei. Sie freut sich über die aktuelle Entwicklung und darüber, «mit dem neuen Hotel ein gutes Stück zur Aufwertung beitragen zu können». Allerdings ist sie froh, dass sie dreifach verglaste Fenster einbauen liess. Hin und wieder sei der Lärm auf der Strasse und vor den benachbarten Bars («8 Bar», «Grenzwert», «Schmaler Wurf», «Brauerstube» und «Consum») beachtlich. Vor allem wenn die Bars schliessen, könne es auf der Strasse laut werden.

Die Gastrobetriebe bemühen sich, die erlaubten Betriebszeiten – im Freien bis 22 Uhr unter der Woche und 23 Uhr Freitag und Samstag – durchzusetzen. Und sie hoffen auf einen politischen Vorstoss im Grossen Rat, der eine Verlängerung der Öffnungszeiten um jeweils zwei Stunden fordert – ein Anliegen, das bei der Regierung und insbesondere beim Bau- und Verkehrsdirektor Hans-Peter Wessels, der die Rheingasse gerne als Vorzeigebispiel für die Belebung der verkehrsberuhigten Stadt anführt, auf offene Ohren gestossen ist.

Zurück zur historischen Realität

Selbst Tino Krattiger, der treibenden Kraft des «Boulevard Rheingasse», war es anfänglich zu viel. «Als sich da Jugendliche im Schneidersitz auf die Strasse setzten und Musik machten, wurde klar, dass wir handeln mussten. Der Lärmpegel war zu Beginn etwas heftig, ich konnte verstehen, dass dabei die Toleranz einiger Anwohner strapaziert wurde», sagt er.

Die Gastronomen haben sich zusammengesetzt und gehandelt: Auf Schildern bitten sie die Gäste um Rücksicht auf die Nachbarschaft – und wenn draussen mal einer lauter wird, mahnen sie zur Ruhe.

Davon abgesehen ist Tino Krattiger sehr glücklich mit der Initiative zur Belebung: «Als wir vor drei Monaten loslegten, fühlte es sich so an, als sei die Rheingasse schon immer eine Boulevardstrasse gewesen», sagt er. Was zur historischen Realität

«Die Rheingasse ist immer vornehm gewesen – nicht in der Kleidung, sondern im Herzen!»

Trudi Hartmann



passe: «Sie war ja immer schon eine Gastgeberstrasse. Wir haben sie einfach reanimiert.»

Welche Nachteile ortet er? «Es gibt Abende, an denen ich kaum mehr heimkomme», sagt er. Das will was heissen – immerhin wohnt Krattiger gleich neben der «Brauerstube», mitten im Getümmel.

Gleich nebenan wohnt auch Germaine Ezé, die weniger begeistert ist. «Ich bin nicht grundsätzlich gegen den Boulevard, die Rheingasse soll und darf lebendig sein», schickt sie voraus, fügt dann aber bei, dass dieser Lebendigkeit zeitliche Grenzen gesetzt werden sollten: «Mit den heute geltenden Öffnungszeiten kann ich leben, auch damit, dass nach 22 oder 23 Uhr nicht gleich Ruhe ist», sagt sie.

Gegen das Ansinnen, die Öffnungszeiten auszuweiten, setzt sie sich aber zur Wehr: Im Namen von 46 Anwohnerinnen und Anwohnern der Rheingasse sowie des Schafgässleins und des Reverenzgässleins fordert sie Regierungsrat Hans-Peter Wessels in einem Brief auf, vom entsprechenden Vorstoss im Grossen Rat Abstand zu nehmen.

«Die Rheingasse war ja immer schon eine Gastgeberstrasse. Wir haben sie ganz einfach reanimiert.»

Tino Krattiger

In der Rheingasse trifft man aber auch auf Anwohnerinnen, die anders denken. Vor dem Kiosk von Trudi Hartmann beim Ueli-Gässli steht Ines Hentz, die vom Neubad an die Rheingasse gezogen ist und diesen Entscheid kein bisschen bereut. «Mit dem Boulevard ist es viel angenehmer hier, vorher herrschte nach der Sperrung für den Autoverkehr Toten-gräberstimmung in der Rheingasse», sagt sie.

Bis zu Trudi Hartmanns Kabäuschen ist die Boulevardisierung noch nicht ganz vorgedrungen. Die Mutter der Rheingasse führt hier seit bald 50 Jahren den Kiosk Wil-



der Mann. Sie hat in dieser Zeit alles erlebt: Die Strassenprostitution, die offene Drogenszene, Punks, Faschos, Rocker. Wüste Schlägereien gabs. «Bei mir vor dem Kiosk ging es aber selten ruppig zu – aber ich bin auch nicht so pingelig», betont sie. Trudi Hartmann mag die Menschen, die bei ihr vorbeischaun, mag die Mischung hier. Gerade die Randständigen haben es ihr angetan. Manche können nicht jeden Tag das Geld für ihre Zigaretten zusammenkratzen – dann hilft Hartmann aus. Das war bereits früher so, als die Rheingasse noch den Kern der offenen Drogenszene in Basel bildete. «Ich habe diese Menschen immer ganz normal behandelt. Sie dankten es mir, indem sie meinen Kiosk schützten und am Ende des Tages sogar beim Wischen halfen», erinnert sie sich.

Basels soziale Ader

Wird die Rheingasse mit dem Boulevard, mit der Aufwertung der Gastronomie, jetzt vornehm? «Die Rheingasse ist immer vornehm gewesen – nicht in der Kleidung, sondern im Herzen!», sagt Trudi Hartmann. Sie untermauert ihre Aussage sogleich mit ei-

nem konkreten Beispiel: Als das neue Verkehrsregime eingeführt wurde, fand die alte Kioskfrau keinen Parkplatz mehr in unmittelbarer Nähe. «Da kam eine Dame auf mich zu und bot mir den privaten Parkplatz ihres Mannes an, der tagsüber leer stehe.» Für sie ein Beweis mehr, dass in der Rheingasse tolle Menschen wohnen. Hier schaut man zueinander.

Tatsächlich ist die Rheingasse auch ein Beispiel für Basels soziale Ader: Hier steht das Heilsarmee-Haus, wo mittellose Männer wohnen. Jenes Dach über dem Kopf, das der Volksmund noch immer Männerwohnheim nennt. Marcel Glaas und Peter Fischer leben seit Jahren hier. Die Boulevardbeizen nehmen sie aus der Distanz zur Kenntnis: «Mit 300 Franken Sackgeld pro Monat müssen wir genau haushalten, da können wir uns kein teures Bier leisten.» Also decken sie sich im Detailhandel ein. Sehen sie Nachteile in der schleichenden Aufwertung? «Nein, das ist schön anzusehen, wenn Leben einkehrt. Davor ist es fast zu ruhig geworden in der Gasse.»

Auch Trudi Hartmann sagt: «Es ist langweiliger geworden. Es hat zwar mehr Velo-

fahrer – für die bin ich jetzt ein Drive-In-Kiosk. Aber weil die Autos nicht mehr durchfahren können, habe ich am Nachmittag weniger Kunden, mit denen ich mich unterhalten kann», sagt sie.

So geht es auch einer anderen Ladenbesitzerin: Madeleine Ramseyer. Gleich neben den Bars betreibt sie das Fachgeschäft «Küchenfenster». Sie verzeichnet dieses Jahr Umsatzeinbussen, wie sie erzählt. «Ich vermisse die Impulskunden, die hier auf dem Weg zu Manor rasch ihr Auto parkierten und auch bei mir reinschauten.»

Die Stammgäste bleiben

Ihre Klientel habe sich in den letzten Monaten reduziert, sie lebt von Stammkunden und Gästen des Hotel Krafft. Mag sie nicht die Öffnungszeiten verlängern, um Impuls Käufer unterwegs zum Feierabendbier zu gewinnen? «Nein. Ich habe schon mal Abendverkäufe getestet, das war den Aufwand nicht wert. Und ich möchte nicht jeden Abend bis 20 Uhr arbeiten.»

«Mehr Geschäfte in der Strasse, das würde helfen», meint sie. Und äussert die Hoffnung, dass aus manchen alten Garagen, in





«Familien sollen sich hier wohlfühlen.» Jaqueline Marinho hat Grosses vor mit der legendären Sonne.

FOTO: BASILE BORNAND

Rheingasse

An der Rheingasse 25 bleibt kein Bierdeckel auf dem anderen: Aus dem berühmt-berüchtigten Dancing Sonne wird ein brasilianisch-schweizerischer Gastrobetrieb.

Die Kleinbasler «Sonne» ist untergegangen

von Marc Krebs

Na, so was: Wer nachts an der «Sonne» vorbeigeht, erwacht am Tag darauf nicht mit einem Brummschädel. Das Kleinbasler Kultlokal ist geschlossen, die Sonne ist untergegangen und mit ihr das wohl letzte klassische Dancing der Stadt Basel. Still und heimlich hat Besitzer Aziz Yelögrü die Beiz geschlossen, jetzt sind Maler daran, der dunklen Höhle einen frischen Anstrich zu verleihen.

Neuer Look, neue Küche, neue Pächterin: Jaqueline Marinho (Jahrgang 1983) übernimmt das Kultlokal. Kult, weil man hier zu später Stunde in eine andere Zeit eintauchen konnte: Auf einer kleinen Bühne gaben die Granadas oder das Duo Benefit in Hall getauchte Schlagernummern von sich, während man einen Becher stürzte. Selten den ersten des Abends, meistens nicht den letzten, irgendwann schunkelte man mit, torkelte heim.

Die «Sonne» war für das obere Kleinbasel das, was die Friends Bar weiter unten, an der Feldbergstrasse ist: Auffangbecken für Nachteulen. Landete man hier, wünschte man sich am nächsten Morgen meist, man wäre ihr entkommen, der gnadenlosen, aber im Grunde friedlichen Sonne.

Die Zeiten abgetakelter Dancings waren schon lange vorbei, als vor zwei Jahren erstmals das Gerücht die Runde machte, die Ära nehme auch in der «Sonne» ein Ende.

Die «Cafébar Salon» war als neue Pächterin im Gespräch. «Hilfe, ein veganes Restaurant!», heulten Stammgäste auf. Die Pläne zerschlugen sich.

Jetzt aber hat die Hotel Sonne AG, die von Aziz Yelögrü betrieben wird, zur eigenen Entlastung eine neue Pächterin gesucht und gefunden. Jaqueline Marinho ist schweizerisch-brasilianische Doppelbürgerin und die «Sonne» ihre Baustelle. Den Traum vom eigenen Restaurant, erzählt sie, habe sie schon seit mehreren Jahren mit sich herumgetragen.

**Landete man in der
«Sonne», wünschte man
sich am nächsten Morgen,
man wäre ihr entkommen.**

Ursprünglich ausgebildete Gärtnerin, hat sie das Wirtepatent gemacht, und, wenn man ihr so zuhört, sich auch viele Gedanken dazu, welche gastronomische Nische in Basel eine Chance haben könnte. Ihr Konzept: Take-away, Restaurant und Bar, transatlantisch ausgerichtet. «Unsere Küche wird brasilianische Speisen enthalten, etwa Coxinha de Galinha (frittierte Kartoffel-eigbällchen mit Poulet gefüllt), Tapioca (gefüllte Maniok-Fladen) oder Arroz com

camarao ao leite de coco (Reis mit Garnelen an einer Kokosmilchsauce).» Einige Schweizer Spezialitäten ergänzen das Angebot und sollen die beiden Welten, die sie verkörpert – sie spricht fließend Baseldeutsch – zusammenführen.

Sportlicher Zeitplan für den Umbau

Das Konzept, das schon lange in ihrem Kopf garte, will sie nun mit dem Koch René Walter in der Rheingasse umsetzen. «Ich habe auch andere Beizen angeschaut, aber mich am Ende für die entschieden, weil ich hier wirklich einen Neuanfang machen kann», sagt Marinho. Alte Stammgäste will sie nicht ausschliessen, aber Tanzmusik und endlose Nächte. Das alte Intérieur wird ersetzt, die beiden Räume durch Pflanzen neu aufgeteilt.

Ein Take-away-Bereich soll den schnellen Hunger von Sonnenhungrigen und Berufstätigen stillen. Wo einst die Musik spielte, plant sie eine Kinderecke. Und die Bar soll aufgefrischt werden, etwa mit Surfbrettern, die als Bänke dienen. «Ich möchte, dass sich hier künftig ganze Familien wohlfühlen werden» sagt sie. Heller, freundlicher, sonniger soll es werden im Haus, für das 1822 das Tavernenrecht erteilt wurde.

Der Umbauplan ist sportlich: Am 5. September will Jaqueline Marinho bereits grosse Neueröffnung feiern.

tageswoche.ch/+2icty

×

«Es gibt deutlich weniger «Lampe» und weniger Schlägereien als früher.»

Thomas Gugger

denen einst Handwerksbetriebe ansässig waren, einzelne Einkaufsläden würden.

Tatsächlich ist das Leben auf der Gasse tagsüber sehr überschaubar. Die «Brauerzunft» hat schon am Vormittag rausgestuhlt. Hier sitzt Thomas Gugger, Stammgast, der seit 29 Jahren in der Rheingasse verkehrt und mit einer Flasche Cola unter dem Sonnenschirm sitzt. Damit straft er das Klischee lügen, dass in dieser Gasse schon vormittags nur Bier getrunken werde. «Ich trinke gar keinen Alkohol», sagt er. Wie nimmt er die Veränderungen in der Strasse wahr? «Super! Super, wie sich diese Gasse entwickelt. Und schön, dass Randständige und Stammgäste nicht vertrieben werden.»

Früher war die «Brauerzunft» berüchtigt für handgreifliche Auseinandersetzungen. «Es gibt deutlich weniger «Lampe», weniger Schlägereien als früher.»

Nur Positives weiss auch JJ, der Barman der «Brauerzunft», zu berichten. «Seit wir draussen Tische haben, finden neue Leute zu uns. Das Image hat sich klar gewandelt», sagt er. Droht der ganzen Rheingasse nun eine Gentrifizierung grösseren Ausmasses? JJ winkt ab: «Eine bürgerliche Fressbeiz wird die Brauerzunft bestimmt nicht werden!»

Zwei dieser Fressbeizen findet man weiter oben – dort, wo sich die Rheingasse markant verengt und die Häuser, die meist schon mehr als 500 Jahre alt sind, Namen tragen wie «zur vorderen Henne» oder «zum rothen Schneck».

Gleich neben dem Amt für Arbeit und Wirtschaft, hinter einer Mauer, liegt die



Gartenterrasse des Restaurant Linde. Profitiert man hiervom Boom? «Nein, das wäre übertrieben», gibt Linde-Serviertochter Karin Brunner freimütig zu. «Wir leben vom Stammpublikum. Die Gäste der vorde- ren Bars landen selten hier. Wieso? «Wegen der Mauer», sagt sie. «Die Mauer versperrt die Sicht, sodass viele gar nicht erkennen, dass wir eine Terrasse haben.» Wir verstehen: «Die Mauer muss weg!»

«La Strada» wird blockiert

Das sei auch vorgesehen, sagt Tino Krattiger, die Öffnung dieses kleinen Platzes rund um den Brunnen stosse bei den Behörden auf offene Ohren. Die Linde würde es freuen: «Wenn ich am Fyyroobe am «Grenzwert» und Co. vorbeigehe, wünsche ich mir manchmal schon, dass auch zwei, drei dieser Gäste für uns abfallen würden», sagt Karin Brunner. «Aber wir sind hier hinten halt einfach zu versteckt.»

Auch Karim Frick bedauert, dass nicht die ganze Rheingasse gleichermassen sichtbar draussen bespielt wird. «Aber ich freue mich sehr darüber, dass der Boulevard im unteren Teil so gut läuft», sagt der «Fischerstube»-Wirt.

Er ist überzeugt, dass auch die «Fischerstube» von der Belebung profitiert. Noch mehr hätte er davon, wenn sich sein Plan in die Realität umsetzen liesse: Er würde sich mit der «Fischerstube» gern an der neuen Belebung beteiligen. Allerdings wird das Vorhaben von Einsprachen blockiert.

«Unser Hotel ist für einige Stammgäste zu chic geworden.»

Gertrud Hüttenmoser

Gemeinsam mit Miguel Engewald möchte Karim Frick das Plätzchen um den Brunnen in eine kleine Piazza mit Ausschank verwandeln. Engewald hat hierfür einen Wohnwagen in eine Bar umfunktioniert. «I wäre parat», sagt der gebürtige Bündner Engewald, der in der gleichen Strasse auch die «8 Bar» übernommen hat. Diese möchte der Zirkusfan, der in Basel schon das «Atrio Vulcanelli» auf dem nt/Areal geführt hatte, mit Variété beleben. Vorher aber hätte er gerne die Lizenz für sein Freiluftcafé «La Strada» – er hat die Wohnwagentheke nach Federico Fellinis Film benannt.

Zum zweiten Mal hat er ein Bewilligungsgesuch eingereicht, die Ansprüche und Öffnungszeiten gesenkt. Dennoch gingen erneut zwei Einsprachen ein aus der Nachbarschaft, deren Berechtigung nun die Behörden prüfen müssen. «Und wenn es Oktober wird und wir nur noch zwei warme Tage haben: Wir werden öffnen. Um ein Statement zu setzen», sagt Engewald voller Überzeugung.

Der Dialog will dennoch weitergeführt werden, betont Krattiger, der grosse Vermittler. Er hat bereits neue Pläne: Wenn es im Herbst ruhiger wird, will er die Weihnachtszeit mit den Anwohnern gemeinsam zelebrieren. Ein Adventsmarkt soll gerade auch jene Parteien versöhnen, für die es in diesem Sommer zu feierlich geworden war. Eine Entschädigung der besinnlicheren Art quasi. Sieben Hütten sollen in der Rheingasse aufgestellt werden, Kerzen die Fenster beleuchten, ein Zirkuswagen der Robi-Spielaktionen die Kinder erfreuen.

Die Weiterentwicklung des Boulevards Rheingasse, sie scheint nicht aufzuhalten.

Nur eins bleibt gleich: Das Ueli-Bier fliesst parallel zum Bach runter.

tageswoche.ch/+5eoyy

×





Hauptstrasse der minderen Stadt, Rotlichtviertel und Urzelle der Museumsstadt. Die Rheingasse war in ihrer Geschichte vieles, nur eines nie: leblos und eintönig.

Der Lebensnerv der Kleinbasler Altstadt

Die Rheingasse nach der «Meerenge». (Aufnahme ohne Zeitangabe)

FOTO: STAATSARCHIV BASEL-STADT, AL 45,1-59-3



von Dominique Spirgi

Wer etwas über den Charakter und die jüngere Geschichte der Rheingasse erfahren möchte, kommt um den kleinen Kiosk beim Ueli-Gässli nicht herum. Seit gut 50 Jahren hütet Trudi Hartmann ihr kleines und längst weit über die Grenzen Kleinbasels hinaus bekanntes Kabäuschen. Sie verkauft Zigaretten (und verschchenkt sie an Mittellose) und was es an Kiosken sonst so gibt. Vor allem aber spricht sie mit den Menschen, beobachtet und achtet darauf, was in der Strasse geschieht.

Spricht man sie auf ihre Erfahrungen mit der Rheingasse an, kommt sie rasch auf die offene Drogenszene zu sprechen. Es überrascht, wie nostalgisch-positiv ihre Erzählungen klingen und wie liebevoll sie von den Süchtigen spricht, die früher die Rheingasse und den Oberen Rheinweg zum Unort machten. «Ich war eine Art Mutter für diese Menschen und sie wiederum achteten sehr darauf, dass ich nicht bestohlen wurde», sagt sie.

Offene Drogenszene

Das war in den 1980er- und 1990er-Jahren. Die offene Szene in Basel war vielleicht kleiner als andernorts, präsent aber war sie. Und die Stadt reagierte anders als etwa in Zürich, setzte nicht ausschliesslich auf Repression, sondern leistete – angeregt durch private Initiativen – mit Gassenzimmern und dem Heroinabgabe-Projekt Janus Pionierarbeit im Umgang mit den Süchtigen. Mitte der 1990er-Jahre verschwand die Szene, der Weg zur Aufwertung zumindest der Strassenseite mit Blick auf den Rhein, war frei.

Die Geschichte der Rheingasse als Lebensnerv der minderen Stadt beginnt freilich sehr viel früher. Wie so oft in der Spätbronzezeit, so ist es im Band 6 der Reihe «Die Kunstdenkmäler des Kantons Basel-Stadt» mit dem Untertitel «Die Altstadt von Kleinbasel» nachzulesen. Da ist von «menschlichen Spuren» die Rede. Viel mehr kann oder weiss der Autor des Werks über diese Ursprünge nicht zu berichten. Ebenso zur spätantiken Burganlage, deren Fundamente man in den 1970er-Jahren untersuchte.

Auch über die Siedlungen im frühen Mittelalter gibt es wenig gesichertes Wissen. Es ist von Dörfern mit den Namen Nieder- und Oberbasel die Rede, die unter dem politischen Einfluss des Klosters St. Alban standen, das vom Basler Bischof gegründet worden war, kirchlich aber zum Bistum Konstanz gehörten.

Erst mit dem Bau der Rheinbrücke 1225 konnte sich die Stadt Kleinbasel entwickeln, damals politisch noch unabhängig von der Stadt auf der anderen Flussseite (der Zusammenschluss mit Grossbasel erfolgte erst 1392). Die Stadt wuchs entlang des Rheins von der Theodorskirche bis zum Kloster Klingental. Hauptstrasse des Kleinbasels war klar die Rheingasse, die damals wesentlich breiter war als die Grei-

fengasse, die ihre heutige Rolle als Hauptachse erst ab 1855 mit dem Bau des ersten Badischen Bahnhofs bekam.

Die Rheingasse, die ihren Namen bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhielt, entwickelte sich zum aufstrebenden Zentrum des Gewerbes. Ein ausgeklügeltes System von Kanälen (Teichen) verlieh in der Unteren Rheingasse dem Mühlengewerbe (und damit auch den Bäckereien) Auftrieb, während sich in der (Oberen) Rheingasse Färbereien, Gerbereien und Ziegeleien ansiedelten.

Hier hing der «Tote Jesus»

So entwickelte sich ein gewisser Wohlstand. Der Begriff «minderes» Basel, wie das Kleinbasel damals genannt wurde, und wie er manchmal noch heute zu hören ist, hatte nichts mit minderwertig, sondern mit «kleiner» zu tun. In der Rheingasse lebten und arbeiteten also nicht nur ärmere Menschen, sondern auch solche mit viel Geld und Ansehen.

Zu Letzteren gehörte die Buchdrucker- und Gelehrtenfamilie Amerbach, die ab 1582 über 100 Jahre im Haus zum Kaiserstuhl an der Rheingasse 23 wohnte, wo sich heute die Läden Wohnect. und Küchenfenster befinden.

Die Anwohnerschaft der Rheingasse war immer schon bunt durchmischt. Und es gab schon früh Bestrebungen zur Aufwertung des Gebiets.

Der Rechtsgelehrte, Freund und Erbe des Erasmus von Rotterdam, Bonifacius Amerbach, und sein Sohn Basilius bauten in ebendiesem Haus das weltberühmte Kabinett auf, das ihren Namen trägt und das nach dem Kauf durch die Stadt 1661 zum Grundstock der ältesten öffentlichen Kunstsammlung Europas wurde. Das heisst, dass unter anderem der weltberühmte «Tote Christus im Grab» von Hans Holbein d.J. viele Jahre in der Rheingasse hing, bevor er mit all den anderen Kunstschätzen ins Haus zur Mücke beim Münsterplatz wanderte und erst viel später den Ruhm des Kunstmuseums Basel begründete.

Kapelle, Salzmagazin, Stall

Ganz anders als heute befanden sich damals die Häuser der sozial besser gestellten Gewerbetreibenden und Anwohner auf der nördlichen, also auf der stadttinneren Strassenseite. Auf der Rheinseite liessen sich, was zum Teil heute noch an den schmalen Häusern zu sehen ist, die weniger Wohlhabenden nieder.

Die von der Stadtmauer etwas verdeckte Sicht auf den Rhein war damals offensichtlich noch kein Standortvorteil. Einzig beim Brückenkopf befanden sich grössere Bau-

ten. 1255 wurde neben dem Richthaus unmittelbar beim Brückenkopf als Aussenstelle der Theodorskirche die St. Niklauskapelle errichtet. Nach der Reformation wurde sie 1529 profaniert, bis zu ihrem Abbruch 1857 diente sie als Salzmagazin, Lagerhaus, Reitschule und schliesslich als Scheune und Stallung für den benachbarten Gasthof zum weissen Kreuz.

Trinkstube mit Tavernenrecht

An diesem Standort, wo sich heute das Hotel East West befindet (das bis vor Kurzem noch «Hecht» hiess) nahm – wenn man von den privaten Trinkstuben der Ehrengesellschaften und Bürgerkorporationen absieht – die Gasthaus tradition in der Rheingasse wohl ihren Anfang. Ab den 1530er-Jahren ist dort eine Gastwirtschaft mit dem Namen «zum weissen Kreuz» nachweisbar, die mit den Jahren durch Einbezüge von Nachbarbauten mehrmals erweitert wurde.

Das Hotel Krafft und das Café Spitz, mit dem in den 1960er-Jahren gleich mehrmals abgebrannten Meriansaal an der Stelle des heutigen Hotels, stiessen erst im 19. Jahrhundert dazu. Das Hotel Merian wiederum ist, was deutlich zu sehen ist, ein Bau aus den Jahren 1969 bis 1972.

Um einiges älter sind die traditionellen Gasthäuser auf der anderen Strassenseite. Der «Schwarze Bären» diente vom frühen 15. Jahrhundert an als Trinkstube einer Bürgerkorporation und erhielt in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das Tavernenrecht. Etwas länger dauerte es, bis im Gasthaus zur Sonne Getränke ausgeschenkt wurden. Den Anfang machte der Strumpffabrikant Heinrich Ebert, der Ende des 18. Jahrhunderts in seiner Seidenfärberei eine Weinschenke eingerichtet haben soll. 1822 erhielt die «Sonne» offiziell das Tavernenrecht.

Vereitelte Korrektionspläne

Ob die Rheingasse damals schon eine verruchte Gastromeile war, lässt sich schwer sagen. Sicher ist, dass die Anwohnerschaft immer bunt durchmischt war. Und dass es schon früh Bestrebungen zur Aufwertung des Gebiets gab. So sahen die Altstadt-Korrektionspläne von 1930 einen Abbruch der Häuserfront am Rhein vom Hotel Krafft bis über das Referenzgässlein vor. Ziel war die Schaffung einer grosszügigen grünen Promenade am Rhein. Die Pläne stiessen aber auf harsche Kritik, und mit der Einweisung der Rheingasse in die geschützte Altstadtzone verschwanden sie bereits 1939 vom Tisch.

Eine Aufwertung anderer Art erfuhr die Rheingasse 1974. Der Röntgenarzt Hans-Jakob Nidecker erwarb damals die Liegenschaft an der Rheingasse 45, um die Quartierbeiz Fischerstube, die mehrere Jahre leergestanden hatte, wieder zum Leben zu erwecken. Es folgte die oft erzählte Geschichte der Gründung einer eigenen Brauerei und damit die Geburtsstunde des Ueli-Biers.

tageswoche.ch/+94vzb

×



Ulrich Fischer: «Es geht um ein Urteil über meine persönliche Integrität.» FOTO: H.-J. WALTER

Honoraraffäre

Der frühere Finanzdirektor hat dem Staat laut Fiko deutlich zu wenig Erträge aus Nebeneinkünften abgeliefert.

Ungereimtheiten bei Ueli Vischer

von Renato Beck

Für Ulrich Vischer steht einiges auf dem Spiel, das geht aus den Akten hervor. Der ehemalige Basler Finanzdirektor steht im Fokus des Berichts der Finanzkontrolle (Fiko) zu den Nebeneinkünften früherer Regierungsräte. Mehrfach intervenierte Vischer in Stellungnahmen gegen eine aus seiner Sicht unfaire Behandlung durch die Fiko.

Diese hält in ihrem am Donnerstag veröffentlichten, von einem juristischen Gutachten gestützten Untersuchungsbericht fest, dass Vischer 2004 dem Staat 33 375 Franken Nebeneinkünfte vorenthalten hat. Es ist der einzige substanzielle Fehlbetrag, den die Kontrolleure festgestellt haben. Bei den anderen sechs untersuchten ehemaligen Regierungsmitgliedern wurden keine oder geringe Nebeneinkünfte ausgemacht, die falsch abgerechnet worden waren.

Wer Schuld trägt, ob Vischer oder die Buchhaltung der Personalabteilung der Verwaltung ZPD, lässt sich nicht festmachen, weil wichtige Unterlagen fehlen. In einer jährlichen Selbstdeklaration festhalten müssen Regierungsräte ihre Nebeneinkünfte in Verwaltungsräten, in denen sie von Amtes wegen einsitzen. Was den Freibetrag von 20 000 Franken übersteigt, wird mit einem kleinen Abzug vom Lohn abgesetzt.

Fehlende Unterlagen

Bei Vischer fehlt die Selbstdeklaration für das Jahr 2004, privat wie auch beim ZPD, der eigentlich eine Aufbewahrungspflicht hat. Der ZPD untersteht dem Finanzdepartement, dem LDP-Mann Vischer 1992 bis 2004 vorstand. So ist unklar, ob er seine Einkünfte falsch deklariert hat oder die Buchhaltung einen Fehler gemacht hat.

Die Finanzkontrolle hat deshalb bei den Unternehmen, die Vischer für seine Aufsichtstätigkeit eine Entschädigung entrichtet hatten, Nachweise angefordert, wie viel er kassiert hatte. 2004 erhielt er von der MCH Group (Messe Schweiz) und dem Salzförderer Schweizer Rheinsalinen 73 132 Franken. Seinem Lohn wurden aber nur 38 000 Franken abgezogen.

Dagegen, dass im Bericht der Eindruck entstehen könnte, er habe bei der Deklaration getrickst, wehrt sich Vischer in seiner Stellungnahme vehement: «Eine moralische Verurteilung durch die Finanzkontrolle (auch nur in Form von Vermutungen) ohne klare Beweislage wäre inakzeptabel. Es geht um ein Urteil über meine persönliche Integrität.»

Es könne aufgrund der Akten nicht mehr überprüft werden, «dass allenfalls geringfügige Fehler aufgrund der Verwechslung von Brutto- und Nettobeträgen passiert sind», schreibt Vischer weiter. Mehrere Regierungsräte hatten statt dem geforderten höheren Bruttobetrag ihrer Nebeneinkünfte den tieferen Nettowert deklariert, der dem Lohn abgezogen wurde.

Verdächtige Vorjahre

Die Summe von Vischers Fehlbetrag ist allerdings deutlich zu hoch, als dass man sie darauf zurückführen könnte. Keinen Zugriff hatte die Finanzkontrolle auf Einkünfte in früheren Jahren, weil die Abrechnungen nur bis ins Jahr 2004 überprüft werden können. Darüber hinaus besteht für die Unternehmen keine Pflicht, die Buchhaltung offenzulegen.

Eine weitgehendere Betrachtung hätte für den heutigen Präsidenten des Basler Universitätsrats und der MCH Group unangenehm werden können: Die Finanzkontrolle hat, um seine Nebeneinkünfte von 2004 trotz mangelnder Dokumentation einschätzen zu können, auch die Lohnbuchhaltung der Jahre 2002 und 2003 betrachtet. Damals wurden Vischer einmal 37 000, einmal 38 000 Franken vom Lohn abgezogen – obwohl Vischer da bereits die lukrativen Mandate im Verwaltungsrat der Messe und der Rheinsalinen innehatte.

Untersuchen konnte die Fiko diese Jahre allerdings nicht, das könnte nur die Staatsanwaltschaft. Dort prüfe man jetzt den Bericht, heisst es auf Anfrage. Danach werde entschieden, ob ein Verdacht auf eine strafbare Handlung vorliege.

Bereits nach der Affäre Carlo Conti hatte die Staatsanwaltschaft eine Untersuchung eingeleitet. Der frühere Gesundheitsdirektor hatte gesamthaft 110 000 Franken Nebeneinkünfte zu wenig abgeliefert. Er trat zurück, nachdem er die jahrelangen Versäumnisse von sich aus publik gemacht hatte.

Die Staatsanwaltschaft hat das Verfahren gegen Conti inzwischen eingestellt, unter anderem, weil der CVP-Politiker den Fehlbetrag zügig zurückbezahlt hatte. Auch Vischer hat – wie sämtliche ehemaligen Regierungsräte – seine Ausstände beglichen. tageswoche.ch/+6dy45

Die neue Baselbieter Regierungsrätin Monica Gschwind will die Kulturpolitik «überdenken» – und vergisst dabei die Öffentlichkeit, die ein Recht auf Information hat.

“

Unter dem sinnigen Motto «Kein Stein bleibt auf dem anderen» strebt Monica Gschwind, die neue Bildungsdirektorin des Baselbiets, in die unmittelbare Zukunft. Die Bildungspolitik startete sie mit einem «Marschhalt» und will damit der aus ihrer Sicht überbordenden Reformpolitik Inhalt gebieten.

Ebenfalls einen Marschhalt hat sie der Baselbieter Kulturpolitik verordnet. Die Wahl des neuen Kulturbeauftragten wäre längstens überfällig. Aber offensichtlich sieht die Direktion Gschwind dies anders. Nach dem unvermittelt raschen Abgang von Niggi Ullrich, dem langjährigen Kulturbeauftragten des Kantons Ende 2014, konnte man zur Kenntnis nehmen, dass die Stelle ausgeschrieben worden war, eine Findungskommission scheinbar fündig wurde und eine Einerkandidatur hätte vorgestellt werden können – wenn nicht die designierte Regierungsrätin Monica Gschwind bereits vor ihrem Amtsantritt interveniert hätte und die Nomination ausgesetzt worden wäre.

Als Kulturinteressierter hoffte man, dass Monica Gschwind noch diesen Sommer die neue Kulturbeauftragte respektive den neuen Kulturbeauftragten vorstellen würde. Nichts da. Nun gut, jede Regierungsrätin hat nach Amtsantritt 100 Tage lang Zeit, sich unter Ausschluss der Medien einzuarbeiten und vorzubereiten. Im vorliegenden Fall mutet das allerdings etwas merkwürdig an, weil die neue Regierungsrätin sich ja bereits schon explizit zu ein paar anderen Themen ihrer Direktion geäussert hat. Bezüglich der Kulturpolitik wissen wir nur, dass Gschwind diese «überdenken» will.

Baselland verfügt über ein verbindliches Kulturleitbild – daran muss sich auch die neue Regierung halten.

Das lässt Schlimmes befürchten. Vielleicht müsste man an dieser Stelle einmal darauf hinweisen, dass der Kanton Baselland über ein rechtsgültiges und vom Parla-



Christoph Meury ist Kulturschaffender und ehemaliger Leiter des Theaters Roxy. tageswoche.ch/+50dzy

ment abgesegnetes Kulturleitbild verfügt. Dieses Leitbild ist verbindlich und deckt das Zeitfenster 2013 bis 2017 ab. Ergo kann Frau Gschwind ihre kulturellen Positionen zwar persönlich überdenken und ihre eigenen Vorstellungen zur Diskussion bringen – aber sie kommt an diesem offiziellen Leitbild nicht vorbei.

Vereinbarungen und Verträge können nicht jederzeit und einseitig aufgelöst werden.

Das aktuelle Kulturleitbild ist in einem aufwendigen und breit abgestützten Vernehmlassungsprozess entstanden. Einige Hundert Menschen haben sich mit viel Engagement daran beteiligt. Das Kulturleitbild ist zudem ein parteiübergreifendes Konsenspapier. Alle Baselbieter Parteien haben bei der Erarbeitung und Entwicklung mitgearbeitet.

Es wirkt daher einigermaßen frivol und zeugt von einem bemerkenswert gesunden Selbstbewusstsein, als frisch gebackene Regierungsrätin die Richtigkeit und Gültigkeit dieser kulturellen Grundlage zur Disposition zu stellen. Dies gerade auch vor dem Hintergrund, dass der Regierungsrat seine Arbeit traditionellerweise auf die kontinuierliche Weiterentwicklung der Baselbieter Kulturförderung mit bisher fünf Leitbildern (1989, 1996, 2002 und 2007) abgestützt hat.

Es gibt also weder ein Vakuum noch eine Vakanz, welche eine neue Kulturpolitik rechtfertigen würden. Das aktuelle Kulturleitbild ist noch jung, es besteht keine Not, es zu überarbeiten. Sollte Monica Gschwind trotzdem eklatante Mängel feststellen, müsste sie dies kommunizieren

und entsprechende politische Prozesse in Gang setzen.

Ein neues Kulturleitbild müsste vom Landrat für die Zeit nach 2017 in Auftrag gegeben werden. Obwohl im aktuellen Kulturleitbild an der Kooperation mit Basel-Stadt festgehalten und das finanzielle Engagement beziffert wird, hat Regierungsrätin Gschwind verlautbart, dass sie an eine Aufkündigung des Kulturvertrags denkt und die entsprechenden Mittel reduzieren will. Das ist nicht statthaft und vermutlich auch rechtlich nicht machbar. Verträge und Vereinbarungen können nicht jederzeit und einseitig aufgelöst werden.

In der Kulturabteilung wird Dienst nach Vorschrift geleistet.

Kurz: Das Demokratieverständnis von Monica Gschwind ist gewöhnungsbedürftig. Es ist zu hoffen, dass die Baselbieter Kulturpolitik in Zukunft nicht zum Top-down-Projekt wird. Da wir nach wie vor in demokratischen Verhältnissen leben und die Sparpolitik der amtierenden bürgerlichen Baselbieter Regierung mitnichten einen Blankocheck für die radikale Abkehr von bisherigen Errungenschaften und die Auslassung politischer Prozesse darstellt, möchte ich beliebt machen, dass die Kulturpolitik ab sofort wieder zum öffentlichen Thema wird: Die Öffentlichkeit hat ein Recht auf Information und einen adäquaten Diskurs.

Ich finde es zudem äusserst befremdlich, dass die offene Stelle des Kulturbeauftragten seit Monaten interimistisch besetzt ist. Damit wird die Kulturabteilung gezwungen, Dienst nach Vorschrift zu leisten – mit einem Interimsvorsteher, der im Nebenamt als Geschäftsführer von Augusta Raurica agiert. Oder umgekehrt.

Natürlich ist auch dies eine Spielvariante: Man lässt die Baselbieter Kultur langsam aushungern, behandelt sie als Marginalie und nimmt ihr den Ansprechpartner und das Sprachrohr. Dabei war man als einfacher Citoyen kurzfristig der Meinung, dass die Bürgerlichen eine starke Baselbieter Kultur als Identifikationsmerkmal pflegen würden. Aber eben, was kümmern uns die Sonntagsreden von gestern. x

”

Christoph Buser will für das Baselbiet in den Ständerat. Den Wahlkampf finanziert er aus der eigenen Tasche.

Ein Schaffer fürs Stöckli

«Wirtschaftskompetenz als wichtiger Faktor»: Christoph Buser.

FOTO: BASILE BORNAND



von Lucas Huber

So viel steht fest: Es wird der spannendste Wahlkampf um den Baselter Ständeratssitz seit Jahren. Der aktuelle Kantonsvertreter im Stöckli, SP-Urgestein Claude Janiak, galt in den vergangenen Durchgängen als unantastbar. Diesmal stehen die Vorzeichen anders. Dies belegte die Stimmung der bestens aufgelegten Parteipräsidenten von CVP, FDP und SVP beim Wahlkampfauftakt ihres gemeinsamen Kandidaten Christoph Buser (FDP).

Der 44-jährige Landrat und Direktor der Wirtschaftskammer aus Füllinsdorf liess sich erst das Lob seiner Befürworter gefallen (dossiersicher, offen und mit Rückgrat, direkt, motiviert, konsensorientiert und ein Schnelldenker), bevor er selbst betonte: «Es liegt auf der Hand, dass der tief bürgerlich geprägte Kanton Baselland eine bürgerliche Vertretung im Stöckli braucht.»

Es wäre zwar Busers erstes Amt auf eidgenössischer Ebene, ein Unbekannter ist er in Bern allerdings nicht. Als Assistent seines Mentors, des ehemaligen FDP-Nationalrats Hans Rudolf Gysin, kennt er sich in der Wandelhalle des Bundeshauses aus. Busers Priorität liegt auf wirtschaftlichen Themen. Er beschreibt sich diesbezüglich als bestens vernetzt, «meine Wirtschaftskompetenz wird ein wichtiger Faktor im eidgenössischen Parlament». Ausserdem will Buser dem Standort Nordwestschweiz zu mehr Gewicht in der Eidgenossenschaft verhelfen und für bessere Rahmenbedingungen der Schweiz und der Region sorgen. Weitere Schwerpunkte legt er in der Bildungs- und Verkehrspolitik.

Wahlkampf als Nahkampf

Seine eigene Parteipräsidentin Christine Frey beschrieb die Kandidatur Busers als logische Fortsetzung des bürgerlichen Schulterschlusses. Marc Scherrer, Präsident der Baselter CVP, umschrieb Buser als beste und fähigste Wahl für Bern, derweil SVP-Kantonalpräsident Oskar Kämpfer betonte: «Christoph Buser setzt Themen, er ist ein Schaffer. Wir werden seine Kandidatur mit allen Mitteln unterstützen.»

Finanzielle Mittel investiert aber vor allem der Kandidat selbst. Schon vor einem Jahr hat er seine Fundraising-Aktivitäten aufgenommen, insbesondere innerhalb seines Wirtschaftsnetzes. Von der Wirtschaftskammer erhalte er kein Geld. CVP und SVP führen ihn in ihren Wahlkampfunterlagen auf. Finanzielle Mittel erhält er jedoch keine.

Am 18. Oktober fällt die Entscheidung. Dann wählt das Baselbiet seine Vertreter für Bern. Christoph Buser wird bis dahin von Plakaten, Flyern und Inseraten lächeln. Er wird auf Podien sprechen und Wahlkampf als Nahkampf betreiben. In sogenannten Bürgerversammlungen stellt er sich der Öffentlichkeit, fünf Termine sind vorgesehen, Premiere ist am 16. September in Münchenstein.

tageswoche.ch/+fbjge

x



Sieht sich nicht als Lückenbüsser: Julian Eicke.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Ständeratswahl BS

Jung, freisinnig, politisch unerfahren und bereit, das Unmögliche zu wagen: Julian Eicke kandidiert für den Ständerat.

Ein netter Junge fordert Fetz

von Yen Duong

Auf ihn hat niemand gewartet. Über Nacht ist Julian Eicke aufgetaucht und versucht das Unmögliche: Der 24-jährige Jungfreisinnige will Anita Fetz (SP) den Ständeratssitz streitig machen. Nachdem die bürgerlichen Parteien FDP, CVP, LDP und SVP trotz langer Suche keinen gemeinsamen Gegenkandidaten gefunden haben, springt der Jus-Student in die Bresche.

Unterstützt wird er von allen bürgerlichen Jungparteien, Aushängeschildern der etablierten Parteien (Sebastian Frehner oder Markus Lehmann) sowie vom Arbeitgeberverband. «Mit meiner Kandidatur haben wir innert kürzester Zeit das geschafft, was die Mutterparteien in einem halben Jahr nicht hingekriegt haben», sagt Eicke. «Ich mache das, weil eine Ständeratswahl ohne bürgerliche Alternative für uns Jungparteien einfach nicht infrage kommt – und die GLP können wir nicht unterstützen.»

Dass die Mutterparteien keinen gemeinsamen Ständeratskandidaten stellen, sei eine «unglückliche Situation». Trotzdem sieht sich Eicke nicht als Lückenbüsser. «Ich nehme die Kandidatur sehr ernst. Mein Ziel ist es, Anita Fetz in den zweiten Wahlgang hineinzuzwingen.» Er hofft, dass sich die etablierten Parteien dann auf einen gemeinsamen Kandidaten einigen können.

Noch nicht lange dabei

Eicke, der für die Jungfreisinnigen auch für den Nationalrat kandidiert, ist politisch ein unbeschriebenes Blatt. Erst seit einem Jahr ist er Mitglied der Jungpartei. «Für Politik interessiere ich mich aber schon lange. Die 1:12-Initiative der Jungsozialisten war für mich der ausschlaggebende Grund, mich auch zu engagieren.»

Dass Eicke erst seit Kurzem in der Politik aktiv ist, merkt man ihm nicht gross an. Er redet und verhält sich so, als wäre er

schon immer dabei gewesen. «Wir müssen aufpassen, dass Basel-Stadt attraktiv für die Wirtschaft bleibt», sagt er. «Die Wirtschaft ist Basels Kapital», lautet eine weitere Aussage, die ihn von Politikern aus der Mutterpartei nicht unterscheidet.

Wenig überraschend findet Eicke, dass das Verkehrskonzept Innenstadt das Gewerbe «sehr beeinträchtigt». Und als eidgenössischer Parlamentarier würde er sich für eine stärkere Position der Schweiz gegenüber der EU einsetzen. «Wir dürfen uns auch von den Amerikanern nicht so unter Druck setzen lassen», sagt er und nennt als Beispiel das Bankgeheimnis.

Für die gleichgeschlechtliche Ehe

Julian Eicke befürwortet ausserdem die Fortführung des Projekts «Swissmetro» – eine unterirdische Magnetschwebebahn, die mit bis zu 500 Kilometern pro Stunde verkehren soll. Am Herzen liegt ihm zudem die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe: «Eine liberale und fortschrittliche Gesellschaft, in der das Selbstbestimmungsrecht des Einzelnen im Vordergrund steht, ist mir ein Anliegen.» Geht es nach Eicke, soll gleichgeschlechtlichen Paaren auch die Adoption und die Anwendung der Fortpflanzungsmedizin erlaubt werden.

Aufgewachsen ist Eicke im Neubad. Heute lebt er in einer WG am Nadelberg – und im «Haus zum Breo». Möglich ist dies, weil er Mitglied der Studentenverbindung Zofingia ist, der das Haus gehört. Eicke wirkt ruhig, nett, aber auch angepasst. Das Freche und Wilde sucht man bei ihm vergeblich. «Ich bin konsensorientiert. Ich kann aber auch mal auf den Tisch hauen», sagt er. Der Fasnächtler und freischaffende Journalist gibt sich für sein Alter erstaunlich abgeklärt. Darauf angesprochen, sagt er: «Das ist doch gut.»

tageswoche.ch/+5kf8y

x

ANZEIGE



Staatlich anerkanntes Hilfswerk

➤ **GRATISABHOLDIENST UND WARENANNAHME**
für Wiederverkäufliches

➤ **RÄUMUNGEN UND ENTSORGUNGEN**
zu fairen Preisen

Brockenstube Basel
Klybeckstr. 91, Tel. 061 683 23 60
www.hiob.ch, basel@hiob.ch

Weitere HIOB Brockenstube
Münchenstein, Birseckstr. 62
Tel. 061 411 89 88

WAHRE SCHATZTRUHE
Vielfältiges Angebot an Waren!

Auch das noch

Uni-Sparer hält Laudatio auf den Uni-Rektor

von Dominique Spirgi

Im März 2007 konnte sich der Rektor der Universität Basel, Antonio Loprieno, noch darüber freuen, dass das Baselbieter Stimmvolk den Staatsvertrag mit Basel-Stadt über die gemeinsame Trägerschaft der Universität Basel grossmehrheitlich guthiess. Im Juli 2015 musste er dann zur Kenntnis nehmen, dass derselbe Kanton seine Staatsfinanzen auch auf Kosten der Uni sanieren möchte.

Das ist eine empfindliche Klatsche, die Loprieno beziehungsweise seine Institution unmittelbar vor seinem Rücktritt verpasst bekam. Er, der die Basler Uni auch finanziell auf einen erfolgreichen Kurs gebracht hatte, und damit leben muss, dass er seiner Nachfolgerin unter Umständen ein Schiff mit Schlagseite übergibt.

Ein kleiner, wenn auch nur symbolischer Trost könnte nun sein, dass Loprieno zum Abschied der «Anerkennungspreis für eine Starke Region Basel» verliehen wird. «Mit dem Anerkennungspreis werden Personen oder Organisationen ausgezeichnet, die sich in der Nordwestschweiz um die Beseitigung von Hindernissen in der Zusammenarbeit über die Kantons Grenzen hin-

aus verdient gemacht oder Projekte von überregionaler Bedeutung realisiert haben», heisst es im Selbstbeschrieb der Vereinigung für eine starke Region.

So gesehen könnte man die Auswahl des Preisträgers als klares Zeichen gegen die angekündigten Kürzungen der Unibeiträge verstehen. Umso seltsamer mutet darum die Wahl des Laudators für die Preisverleihung vom 2. September im ehrwürdigen Wildt'schen Haus am Petersplatz an: der Baselbieter Regierungspräsident und Finanzdirektor Anton Lauber.

Mutig oder dreist?

Damit ist also der Mann für die schönen Worte zuständig, der als Kopf der Baselbieter «Finanzstrategie» in Kauf nimmt, dass die Institution, die Loprieno 15 Jahre lang geleitet hat, in Geldsorgen gerät. Da setzt sich ein Mann an einer Veranstaltung der Vereinigung für eine starke Region in Szene, der aus Sicht der regionalen «Partner» aus Basel-Stadt den regionalen Zusammenhalt empfindlich schwächt.

Man darf gespannt sein, was Lauber in seiner Laudatio auf Loprieno sagen wird. Wird er die Kürzung der Unibeiträge rechtfertigen? Etwa mit dem Argument, dass sich die Uni beider Basel vermehrt auf ihre Stärken auf dem Gebiet der Life Sciences konzentrieren und den Geisteswissenschaften nicht mehr allzu viel Gewicht beimessen sollte? Dass man vielleicht über eine Basler Uni ohne das Fachgebiet Ägyptologie nachdenken sollte, auf dem sich Loprieno als Ordinarius eigentlich weiter einbringen möchte?

tageswoche.ch/+1zgn5

Mittendrin

Wir haben die Website aufgefrischt

von Thom Nagy

Nach dem ersten Relaunch unserer Website vor etwas mehr als drei Jahren haben wir unsere Frontpage nun einem Facelifting unterzogen, das Verbesserungen in Bezug auf Übersicht und Informationsstruktur mit sich bringt.

Im frischen Layout werden die jeweils neuesten Artikel nach den jeweiligen Ressorts gegliedert auf der Front abgebildet. Der Knopf «Mehr Artikel» lädt weitere und ermöglicht so eine schnelle Übersicht über die Tagesaktualität.

Um mehr Artikel auf gleich viel Platz unterzubringen, werden die Teasertexte auf der Front in Zukunft nicht mehr angezeigt. Die Folge: Weniger scrollen, mehr lesen.

Die Rubrik «Ausgehen» wird gemäss Nutzerstatistik verhältnismässig selten aufgerufen. Im Sinne einer allgemeinen Fokussierung unserer Ressourcen haben wir uns dazu entschlossen, diesen Bereich zu streichen.

Wir wünschen Ihnen viel Spass beim Entdecken des neuen Designs und freuen uns auf Ihr Feedback unter der Adresse community@tageswoche.ch

tageswoche.ch/+w1k3q

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Beim Polizeieinsatz an der Art 2014 wurden 30 Kunststudenten abgeführt.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Pappteller-Affäre

Verfahren gegen Polizeioffizier wird eingestellt

von Renato Beck

Ein Jahr lang ermittelte die Staatsanwaltschaft gegen Verantwortliche der Basler Polizei. Nun stellt sie das Strafverfahren ein, wie sie am Mittwoch mitteilte.

Die Untersuchung folgte auf einen Polizeieinsatz während der Kunstmesse Art Basel 2014, als rund 30 Kunststudenten und Unbeteiligte von den Beamten kontrolliert, abgeführt und auf dem Stützpunkt Waaghof festgehalten worden waren. Die Sicherheitskräfte wollten so eine Performance verhindern, die an einen ebenso umstrittenen Polizeieinsatz im Jahr zuvor erinnern sollte, als Einsatzkräfte eine Party und Protestaktion auf dem Messeplatz gewaltsam beendeten.

Nichtige Vorwürfe

Das Vorgehen der Basler Polizisten sorgte für eine heftige Kontroverse, insbesondere Polizeikommandant Gerhard Lips und Sicherheitsdirektor Baschi Dürr (FDP) sahen sich dem Vorwurf ausgesetzt, die Meinungsäusserungsfreiheit verletzt und unter Missachtung der Verhältnismässig-

keit agiert zu haben. Nur gegen zwei der 19 Personen, welche die Kantonspolizei angezeigt hatte, verhängte die Staatsanwaltschaft geringfügige Strafen.

Die Staatsanwaltschaft kommt nun zum Schluss, dass die Verhältnismässigkeit gewahrt worden ist. Zuletzt konzentrierten sich die Ermittlungen auf den damaligen Einsatzleiter, er wurde des Amtsmissbrauchs sowie der Freiheitsberaubung verdächtigt.

«Nach eingehender Prüfung und umfangreichen Ermittlungen kam die Staatsanwaltschaft zum Schluss, dass der Beschuldigte bei sämtlichen den am Einsatz beteiligten Kräften erteilten Anordnungen rechtmässig gehandelt hatte und sich auf eine gesetzliche Grundlage stützen konnte», begründet die Staatsanwaltschaft die Einstellung der Verfahrens.

Rekurs möglich

Am Verfahren beteiligt waren auch 19 Privatkörper. Sie haben nun zehn Tage Zeit, Rekurs einzulegen. Laut Enrique Fontanilles vom Künstlerkollektiv «diezelle», welches hinter der verhinderten Performance stand, werde man nun zusammensetzen und über die weiteren Schritte beraten. Ein Vergleich, der eine Entschädigung oder Entschuldigung beinhaltet hätte und zeitweise diskutiert worden ist, kam nicht zustande.

Heisst das Appellationsgericht einen allfälligen Rekurs gut, würde es zu einem späteren Zeitpunkt gleichwohl zu einem ordentlichen Gerichtsprozess kommen.

tageswoche.ch/+1rajv

×

Volksinitiativen geraten zum Fiasko

von Renato Beck

Joël Thüring hat gerade andere Sorgen, als ihn die Anfrage der TagesWoche erreicht. Die «Basler Zeitung» hat den SVP-Grossrat mit mehreren Artikeln um Geschäft und Ansehen gebracht. Wie es denn um die Unterschriftensammlung für den Beitritt von Basel-Stadt zum Hooligan-Konkordat stehe, lautet die Frage – «harzig» kommt als Antwort.

Erst die Hälfte der Unterschriften habe man zusammen, sagt Thüring. Nach den Sommerferien soll die Sammlung intensiviert werden, allenfalls mit Standaktionen oder einem Versand. Bis Ende Januar 2016 hat Thüring noch Zeit, die nötigen 3000 Unterschriften vorzulegen.

Die Anfangseuphorie der Initianten war rasch verfliegen.

Genau vor einem Jahr wurden die Initiativen von bürgerlichen Politikern in den beiden Basler Halbkantonen feierlich lanciert. Ein gemeinsamer Verein wurde gegründet, ein gemeinsames Spendenkonto eingerichtet. Doch die Anfangseuphorie war rasch verfliegen.

Im Baselbiet kam der Dämpfer mit der Abwahl von CVP-Landrat Peter H. Müller, der treibenden Kraft hinter der Initiative. Im März trat er enttäuscht aus dem Landrat zurück, Monate vor dem regulären Ende seiner Amtszeit. Auf Müller verweist Joël Thüring, als die Sprache auf die Unterschriftensammlung im Landkanton kommt: «Er ist dafür zuständig.»

Gemeinsames Spendenkonto

Müller ist kurz angebunden: «Ich bin aus allem raus, fragen Sie Joël Thüring.» Er wirkt überrascht, dass Thüring von nichts weiss. «Es war abgemacht, dass er sich darum kümmert und mit dem Verein eine Generalversammlung abhält. Dort sollte meine Nachfolge geklärt werden.»

«Ich nehme das so zur Kenntnis», erklärt wiederum Thüring. Von einer Generalversammlung sei nie die Rede gewesen, der Verein bestehe nur, damit man ein gemeinsames Spendenkonto habe einrichten können. «Dann muss ich mich darum also auch noch kümmern», ächzt der SVP-Mann schliesslich. Trost findet er in den Reglementarien des Landkantons: Thüring kann sich beliebig viel Zeit lassen, eine Sammelfrist besteht nicht.

tageswoche.ch/+laplf

×

Köln

Das grosse Krabbeln: Blattschneiderameisen tragen im Kölner Zoo Miniaturtransparente, um auf den Schutz des Regenwaldes aufmerksam zu machen. Beim Buchstabieren waren Menschen behilflich – mit einem Laser.

INA FASSBENDER/
REUTERS

**Los Angeles**

Der grosse Schreck: Als Darstellerin in einem Actionfilm hätte man Charlotte Ross auf dem Premiertteppich etwas mehr Nervenstärke zugetraut. Aber der brummen- de Käfer hat wohl den Filmtitel ge- lesen: «No Escape».

DANNY MOLOSHOK/
REUTERS

**New York**

«Aauugh!», ruft Charlie Brown, wenn er einen Baseball nicht fängt. Bryan Mitchell dagegen verschlägt es nach diesem Wurf schlicht die Sprache.

ADAM HUNGER/
USA TODAY



Kanal ob Soči

Brücken verbinden, besonders wenn sich jemand von ihnen stürzt: Im slowenischen Städtchen versammeln sich die Zuschauer, um ein Wettspringen mitzuverfolgen.

SRDJAN ZIVULOVIC/
REUTERS



Kos

Zwei syrische Flüchtlinge warten auf die Ankunft einer Fähre, die 25 000 Migranten fasst: 124 000 Personen sind allein in diesem Jahr nach Griechenland geflohen, die meisten von der Türkei aus.

ALKIS KONSTANTINIDIS/
REUTERS



Die Schweizer Landesregierung wählt mit Jacques de Watteville als neuem EU-Chefunterhändler eine Scheinlösung.

Der Hang zum Illusionären

Online



tageswoche.ch/
themen/
Georg Kreis

von Georg Kreis

Mit einer sonderbaren, aber für den schweizerischen Aussenminister Didier Burkhalter typischen Mischung aus Bescheidenheit und Angeberei ist letzte Woche Jacques de Watteville als neuer EU-Chefunterhändler aus dem Bundeshaus-Hut gezaubert worden. Doch auch das war bezeichnend: Was fast ein Überraschungscoup hätte sein sollen, war eigentlich absehbar.

Das Neue am Alten: Nun sollen in diesem Bereich alle Dossiers und Departemente koordiniert und ein Gesamtergebnis angestrebt werden. Das heisst: Nicht nur die am 9. Februar 2014 «vom Volk» geforderte Einschränkung der Personenfreizügigkeit soll Brüssel schmackhaft gemacht werden, auch die schon länger anstehende institutionelle Reform mit einem umfassenden Rahmenabkommen und auch einige spezifische Regelungen (insbesondere Strom-, Forschungs- und Finanzdienstleistungsabkommen) sollen

Was ein Überraschungscoup hätte sein sollen, war absehbar: Jacques de Watteville ist neuer EU-Chefunterhändler.

FOTO: KEYSTONE



vorgenommen sowie eine Weiterführung der Kohäsionszahlungen geregelt werden.

Es ist verständlich, dass die Landesregierung angesichts der weitgehend unmöglichen Situation, des Spannungsverhältnisses zwischen innenpolitischen Einschränkungen und aussenpolitischen Notwendigkeiten, den Befreiungsschlag sucht und dies mit einem Personalentscheid anstrebt. Dieser hat offensichtlich vor allem die Funktion, den alten und an der Innenfront wenig geschätzten «Chefunterhändler», den regulär zuständigen Yves Rossier, in diesem Feld aus dem Verkehr zu ziehen.

Strategie und Taktik

Diese Personalie wirft zwei grundsätzliche Fragen auf. Erstens: Wie weit hilft falscher Schein in der Diplomatie weiter? In diesem Fall mehr in der Innen- als in der Aussendiplomatie. Für den Verhandlungspartner Brüssel verändert sich überhaupt nichts. Innenpolitisch dagegen mag eine Scheinlösung kurzfristig nützlich sein; mittel- und längerfristig dagegen ist sie kontraproduktiv, weil sie, wie ein Bild besagt, Sand in die Augen streut. Dies aber fördert nicht das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit des Sandstreuers. So kann man in den Medien bereits lesen, dass der mit viel Pomp inszenierte Strategiewechsel ein «Bluff» gewesen sei.

Zweitens: Wird in Anspruch genommen, dass der vorgenommene Personentausch ein Strategiewechsel sei, stellt sich auch die Frage, was sich denn in strategischer Hinsicht geändert hat. Es gilt noch immer das Ziel, so viel wirtschaftliche Partizipation wie möglich mit maximaler politischer Eigenständigkeit zu kombinieren. Im Lauf der weiteren Entwicklung wird das schwierig, weil von einem bestimmten Integrationsgrad an Wirtschaft und Politik zusammenfallen.

Daran hat sich überhaupt nichts geändert. Etwas bescheidener hätte man das «Ereignis» der letzten Woche als taktische Umstellung präsentieren können. Die Unterscheidung zwischen Strategie und Taktik ist zuweilen schwer zu treffen. Strategie aber gilt übergeordneten Zielen und ist längerfristiger Natur, Taktik gilt dem kürzerfristigen Einsatz der Mittel in Raum und Zeit. Und dazu gehört auch die Koordination der Verhandlungsmaterie, die jetzt als wichtig hingestellt wurde und bereits vorher wichtig war.

Es wirkt indessen leicht komisch, dass die Schweiz personell für Verhandlungen aufrüstet, von denen man nicht einmal weiss, ob die Gegenseite dazu überhaupt bereit ist. Bisher gab es Gespräche und Konsultationen, von eigentlichen Verhandlungen ist man aber noch weit entfernt.

Die neue Anordnung will auf Parallelverhandlungen zu den Dossiers setzen und hofft, dass sich Verhandlungsfortschritte an einer Front auf andere Fronten günstig auswirken. Das könnte vor allem beim Aushandeln der Bilateralen I so funktioniert haben. Diese waren wirklich sektoriell. Jetzt geht es aber um Grundsätzliches. Wenn man im Institutionellen keine Lösung findet, kann

man sich die Verhandlungen im Sektoriellen (z.B. Elektrizität) eigentlich sparen, und wenn man die Personenfreizügigkeit aufgibt, kann man auch das Institutionelle vergessen.

Das ist vielleicht zu rigoros gedacht. Die Kunst der Diplomatie (mit der die Schweiz bisher ausgezeichnete Resultate erzielt hat) könnte darin bestehen, das Rigide zu überspielen. Es ist aber gefährlich, den in der Schweiz ohnehin stark entwickelten Hang zum Illusionären durch Präsentationen wie diejenige der letzten Woche noch zu nähren.

Zu diesem Wunderglauben gehört die etwa vom Basler Ex-Diplomaten Thomas Borer lancierte Idee, dass die Schweiz mit ihren nicht unberechtigten Migrationssorgen diesbezüglich eine Reform der gesamten EU anschieben könnte, und das sogar als Nicht-EU-Mitglied. Hatten wir das nicht kürzlich schon einmal, als der griechische Ex-Finanzminister Varoufakis von seinem hoch verschuldeten Land aus für alle 28 EU-Staaten ein neues Finanzregime einführen wollte?

Es wirkt komisch, dass die Schweiz aufrüstet für Verhandlungen, von denen man nicht einmal weiss, ob die Gegenseite dazu überhaupt bereit ist.

Die Schutzklausel für überhitzte Migration, wie sie vom ehemaligen Staatssekretär Michael Ambühl (jetzt ETH) entwickelt worden ist, hat zwar den grossen Vorzug, für die Schweiz keine Extrawurst zu wollen, sondern als Ventil für gleich alle 28 Mitglieder zu dienen. Das heisst: drinnen bleiben zu können, auch wenn man punktuell und temporär aussteigt. Der Vorschlag müsste aber aus dem Inneren der EU kommen und nicht von einem widerborstigen Aussen-seiter wie der Schweiz.

Die Parteien haben verhalten reagiert. Was hätten sie auch tun sollen? Immer diese Nötigung, etwas sagen zu müssen, selbst wenn es kaum etwas zu sagen gibt. Die SVP hat aber immer etwas zu sagen. Sie nutzt die Gelegenheit, um ihre alten miesmachenden Vorurteile zu bekräftigen: jetzt in der Variante, dass auch ein starker Diplomat nichts erreiche, wenn dahinter eine schwache Regierung stehe.

Die trotz anders erscheinender Haltung in der Lokalpolitik in Generalfragen doch sehr linientreue «Basler Zeitung» stellt – schlecht informiert – dem neuen Chefunterhändler den harten Erfolgsdiplomaten Walter Stucki gegenüber. Gemeint war aber nicht die angebliche «Kriegszeit», sondern das Washingtoner Abkommen von 1946. Das Verhandlungsergebnis, mit dem Stucki damals nach Bern zurückkam, würde von der heutigen SVP und der heutigen BaZ in

Grund und Boden gestampft. Selbst nicht-rechtsnationale Stimmen qualifizierten jenes Abkommen als schwarzes Kapitel in der Geschichte des Bundesstaates.

Ob dem von der SVP eingebrachten Problem mit der Masseneinwanderungs-Initiative ist das andere Problem des Rahmenabkommens (als Voraussetzung für sektorielle Einzelabkommen) in den Hintergrund geraten. Der Bundesrat wollte die EU-Erwartung, dass in Streitfällen alleine der Europäische Gerichtshof in Luxemburg (EuGH) zuständig sei, so lösen, dass er dies grundsätzlich akzeptiert, im Falle des Nichteinverständnisses sich aber das Recht vorbehält, souverän aus dem Abkommen auszusteigen. Dieses Abkommen wird von SVP, Auns und Co. nicht weniger gebrandmarkt als die unkontrollierte Personenfreizügigkeit.

Rechtsnationale Kräfte sehen bereits in der Anerkennung der einseitig (zugunsten der EU) geregelten vorletzten Stufe eine Preisgabe der Souveränität. Der EuGH ist zwar eine Institution der EU, er ist aber als juristisches Gewissen durchaus bereit, gegen einzelne EU-Mitglieder (mit Verurteilungen) sowie gegen die beiden mächtigen Institutionen Kommission und Rat (mit Entscheidungssuspendierung) vorzugehen.

Hier wäre auf schweizerischer Seite der sonst stets bemühte Pragmatismus am Platz. Statt mit verabsolutierendem Souveränitätsverständnis sollte man mit Gelassenheit darauf abstellen, dass 99 Prozent der Integrationsmaterie ohnehin unproblematisch sind und dass im verbleibenden einen Prozent ein EuGH-Spruch nicht automatisch gegen die Schweiz ausfallen wird. Jedenfalls sollte man, um bei den vermuteten Prozentanteilen zu bleiben, nicht in 99 Prozent aller Fälle eine Zusammenarbeit ausschlagen, weil bei einem Prozent hinter dem Komma ein Dissens auftreten könnte. Und sollte es doch so weit kommen, dann könnte man weiterschauen.

Weckruf oder trügerischer Traum?

Der «Coup» der letzten Woche könnte zwei Effekte haben. Er könnte auf falsche Weise beruhigen, dass nun für die Schweiz alles bestens sei. Oder er könnte die politische Schweiz langsam wecken. Wachgerüttelt ist das helvetische Dornröschen aber noch nicht. Eines seiner Träume ist, dass die lieben Nachbarn helfen werden. Man besucht sie und man lädt sie ein. Anfang der Woche war der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier bei Aussenminister Didier Burkhalter zu Gast. Der «Freund» kam aber mit leeren Händen. Steinmeier konnte nur an den EU-Grundsatz der Personenfreizügigkeit erinnern. Burkhalter versicherte, nicht den Grundsatz infrage stellen, sondern nur Modalitäten diskutieren zu wollen.

Angela Merkel wird im September und Manuel Valls im Oktober erwartet. Selbst wenn es einen Nachbarschaftsbonus gibt, die EU besteht aus 28 Mitgliedern, und für die wichtigen Fragen gilt auf dieser Seite die Einstimmigkeit.

tageswoche.ch/+wtjco

×

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Joyce-Kostakis, Charles Richard Boddington, aus dem Vereinigten Königreich, 09.08.1923–11.08.2015, Beim Lindenbaum 15, Allschwil, wurde bestattet.

Stöckli-Fritsche, Martha Josefina, von Hofstetten-Flüh/SO, 12.10.1929–16.08.2015, Spitzwaldstr. 207, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 28.08., 14.00 Uhr. Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Badde, Werner Karl, aus Deutschland, 19.09.1941–22.07.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Balogh-Seyfang, Harry, von Basel/BS, 11.02.1922–13.08.2015, Holestr. 119, Basel, wurde bestattet.

Baumann, Heidi, von Villigen/AG, 04.03.1945–18.08.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Born-Mauss, Hans Ruedi, von Basel/BS, 10.08.1930–06.08.2015, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Bürkler-Frauenknecht, Magdalena, von Basel/BS, 15.08.1922–07.08.2015, Gellertstr. 138, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Di Placido, Rocco, von Basel/BS, 20.03.1936–17.08.2015, Holestr. 57, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 25.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Dill, Ruth Helene, von Pratteln/BL, 11.12.1921–16.08.2015, St. Alban-Vorstadt 85, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 10.30 Uhr, Gellertkirche.

Egger, Erika Paula, von Farnern/BE, 22.10.1930–11.07.2015, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Friberg, Gertrud Emilie, von Basel/BS, 29.01.1929–15.08.2015, Brantgasse 5, Basel, wurde bestattet.

Friedlin-Ebnetter, Gabriele Maria, von Riehen/BS, 01.03.1934–14.08.2015, Sperrstr. 100, Basel, Trauerfeier: Montag, 24.08., 14.30 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Fürstner, Herta, von Melano/TI, 10.09.1937–12.08.2015, Vogesenstr. 111, Basel, wurde bestattet.

Hauri-Junghäni, Yvonne Alida, von Basel/BS, 08.11.1922–08.08.2015, Leimenstr. 67, Basel, wurde bestattet.

Kissling-Schumacher, Madeleine Rose, von Hägendorf/SO, 18.02.1926–01.07.2015, Hirzbrunnenstr. 119, Basel, wurde bestattet.

Kistler, Ruth Hilda Margrit, von Luzern/LU, 14.10.1950–12.08.2015, Laufenstr. 63, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 25.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Küttel-Schmassmann, Eveline, von Gersau/SZ, 20.02.1933–08.08.2015, Lehenmattstr. 259, Basel, wurde bestattet.

Lier, Kurt, von Winterthur/ZH, 16.09.1934–08.08.2015, Claragraben 45, Basel, wurde bestattet.

Locher-Merlin, Irene Louise, von Basel/BS, 01.09.1925–17.08.2015, Magdenstr. 14, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 14.30 Uhr, Theodorskirche.

Meister-Willi, Oswald Karl, von Basel/BS und Matzendorf/SO, 21.07.1933–15.08.2015, Muespacherstr. 36, Basel, Trauerfeier: Montag, 24.08., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Monka-Weingärtner, Hugo, von Nennigkofen/SO, 17.08.1926–

10.08.2015, Rheinfelderstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Moser, René Gustav, von Rüderswil/BE, 09.04.1946–16.08.2015, Rheingasse 25, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 25.08., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Panazzolo, Denise, von Italien, 30.07.1967–11.08.2015, Schönenbuchstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Roth-Renold, Hélène Béatrice, von Basel/BS, 06.09.1919–09.08.2015, Bruderholzallee 24, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 15 Uhr, Tituskirche.

Saladin-Zürcher, Margot, von Nuglar-St. Pantaleon/SO, 02.06.1931–11.08.2015, Missionsstr. 8A, Basel, wurde bestattet.

Schaub-Meyer, Reinhard, von Wittinsburg/BL, 28.06.1923–16.08.2015, Allschwilerplatz 9, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Schudel-Burkhard, Hanna Magdalena, von Beggingen/SH, 30.08.1917–09.08.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Seggiger, Klara Marie, von Egg/ZH, 13.03.1929–12.08.2015, Sempacherstr. 47, Basel, wurde bestattet.

Sengün-Uenal, Sehriban, aus der Türkei, 01.12.1968–14.08.2015, Gustav Wenk-Str. 29, Basel, wurde bestattet.

Spicher-Guillod, Franz, von Uebertorf/FR, 10.02.1924–09.08.2015, Markgräflerstr. 48, Basel, wurde bestattet.

Spuhler, Anna Maria, von Sempach/LU, Wislikofen/AG, 17.04.1947–15.08.2015, Hohe Winde-Str. 26, Basel, Abschiedsfeier: Sonntag, 06.09., 11.00 Uhr, Druckerei-halle im Ackermannshof, St. Johannis-Vorstadt 19-21.

Stalder, Nicole Pascale, von Rüegsau/BE, 05.01.1963–10.08.2015,

St. Alban-Rheinweg 116, Basel, Trauerfeier: Freitag, 21.08., 14 Uhr, Alti Gmeini, Hauptstrasse 50, Münchenstein BL.

Thomann-Florin, Berta, von Muttlen/GR, Klosters-Serneus/GR, 19.03.1933–10.08.2015, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Völlmy-Meier, Elisabeth Charlotte, von Basel/BS, 17.12.1923–08.08.2015, Beim Wasserturm 11, Basel, wurde bestattet.

von Rohr-Grimbühler, Elisabeth Emma, von Basel/BS, 07.03.1921–18.07.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Wolfesberger-Gasser, René Walter, von Basel/BS, 11.09.1936–09.08.2015, Laufenerstr. 10, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Kohlik-Brunner, Klara, von Winterthur/ZH, 16.03.1928–12.08.2015, Fünfeichenweg 6, Bettingen, wurde bestattet.

Birsfelden

Schöni, Otto, von Sumiswald/BE, 09.04.1925–17.08.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Trauerfeier und Beisetzung: Donnerstag, 28.08., um 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Muttenz

Holm-Moser, Ada, von Basel/BS, 13.07.1927–12.08.2015, Freidorf 141, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 25.08., 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast Muttenz, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Hottiger, Franziska Maria, von Basel/BS, 06.01.1961–21.08.2015, Gründenstr. 87, Muttenz, Bestattung: Freitag, 21.08., 15.00 Uhr, Friedhof Muttenz, Trauerfeier anschliessend in der röm.-kath. Kirche Muttenz.

Theiler-Bundi, Meinrad, von Muttlen/BL, Simplon/VS und Zwischenbergen/VS, 27.05.1929–16.08.2015, Tramstr. 83, APH Zum Park, Muttenz, Trauer-

feier: Dienstag, 25.08.2015, 13.30 Uhr, röm.-kath. Kirche Muttenz, anschliessend Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Muttenz.

Wagner, Elsa, von Muttlen/BL und Reigoldswil/BL, 12.10.1920–18.08.2015, Hauptstr. 29, Muttenz, Bestattung: Mittwoch, 26.08., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, Trauerfeier anschliessend in der ref. Kirche St. Arbogast Muttenz.

Ormalingen

Frech, Beat, von Rothenfluh/BL, 28.02.1965–12.08.2015, Hauptstrasse 151, Ormalingen, Urnenbeisetzung auf dem Friedhof Ormalingen am Freitag, 21.08., 11.00 Uhr, im engsten Familienkreis.

Pratteln

Eichenberger-Bischof, Anna Rosa, von Burg/AG, 08.07.1944–14.08.2015, Wyhlenstr. 18, Pratteln, Ab-dankung: Donnerstag, 27.08., 14.00 Uhr, Besammlungsort: Abdankungskapelle Friedhof Blözen, Pratteln.

Sadiku, Daut, aus Mazedonien, 02.02.1935–09.08.2015, Güterstr. 9, Pratteln, wurde in Mazedonien bestattet.

Widrig-Miller, Karin Magdalena, von Bad Ragaz/SG, 09.05.1938–18.08.2015, Mattenweg 4, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Yilmaz, Mürsel, aus der Türkei, 20.12.1950–14.08.2015, Mühleweg 28, Pratteln, wurde in der Türkei bestattet.

Reinach

Fischer-Kym, Johanna, von Romanshorn/TG, 27.06.1935–06.08.2015, Klusweg 12, Reinach, wurde beigesetzt.

Frei-Cortes, Ursulina, von Bubendorf/BL, Basel/BS, 12.03.1929–14.08.2015, Hauptstr. 1, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 26.08.,

14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Schüpbach-Habert, Maria, von Oberdiessbach/BE, 14.03.1916–13.08.2015, Aumattstr. 79, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Dienstag, 25.08., 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Stricker-Röschli, Lina, von Grabs/SG, 28.08.1921–11.08.2015, Aumattstr. 79, Reinach, wurde bestattet.

Riehen

Anner-Esther, George, von Baden/AG, 25.01.1917–07.08.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Boller-Liechty, Eugen, von Basel/BS, 01.01.1924–11.08.2015, Dörnliweg 22, Riehen, wurde bestattet.

Bots-Studer, Heinrich Walter, von Basel/BS, 13.05.1947–02.08.2015, Hungerbachweg 59, Riehen, wurde bestattet.

Dupin-Naudy, Michel, aus Frankreich, 31.07.1933–07.08.2015, Erlensträsschen 72, Riehen, wurde bestattet.

Gamper-Damerau, Ernestine Francine Chrétienne, von Riehen/BS, Basel/BS, 16.09.1942–13.08.2015, Wendelinsgasse 34, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 21.08., 11.00 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Link-Argenta, Arthur, von Basel/BS, 22.05.1926–09.08.2015, Oberdorfstr. 21, Riehen, wurde bestattet.

Lüthy-Buser, Bertha Rosmarie, von Oltingen/BL, 17.05.1933–13.08.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, Trauerfeier: Mittwoch, 26.08., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Einige Menschen haben persönlich wesentliche Mosaiksteinchen im Gesamtkunstwerk der Demokratie gesetzt. Tom Paine war so einer.

Ein Grosskünstler der Demokratie

von Andreas Gross

Als Tom Paine Ende November 1774 nach einer mühsamen achtwöchigen Überfahrt von London her in Philadelphia an Land ging, war er 37 Jahre alt und hatte in England so etwas wie eine gescheiterte Existenz zurückgelassen. Ob als Seilmacher, Journalist, Lehrer, Steuerbeamter, Tabakhändler oder Ehemann, nichts war ihm gelungen. Und wie manch anderen Auswanderern war auch ihm klar, dass die Monarchie im Allgemeinen und der englische Landadel im Besonderen massgeblich schuld waren an seinen Schwierigkeiten.

Angeregt zur Auswanderung hatte ihn in London Benjamin Franklin, einer der einflussreichsten Männer Neuenglands, der unter anderem als Diplomat und Verleger tätig war. Bei einer seiner Zeitungen, dem «Pennsylvania Magazine», wurde Paine als Redaktor engagiert.

Politisch braute sich in den 13 britischen Kolonien Nordamerikas im Winter 1774/1775 ein Sturm zusammen. König Georg III. reorganisierte sein Imperium; den Kolonien wurden ihre Verwaltungs- und Verteidigungskosten aufgebürdet, den Assemblies der Kolonisten wurden Selbstverwaltungsbefugnisse entzogen und neue Zölle auf Einfuhren aus Drittstaaten erhoben. Fazit in den Augen von Paines Biografen John Keane: «Was man in London für vernünftig hielt, betrachtete man in Philadelphia als skandalös. Dort wurde die politische Saat der Revolution gesät.»

Im Namen des Menschenverstands

Im Lauf des Jahres 1775 kam es zu ersten gewaltsamen Zusammenstössen zwischen britischen Soldaten und Milizionären der Kolonisten. Deren Loyalität zur britischen Krone begann zu erodieren. Im Herbst wurde Paine von einem befreundeten Arzt ermutigt, ein Pamphlet zu verfassen, welches den verunsicherten Amerikanern eine klare Perspektive eröffnen würde.

Paine liess sich nicht zweimal bitten. Innerhalb Kürze verfasste er eine Streitschrift, welche die Welt verändern sollte. Als Titel wählte er in Anlehnung an die moderne schottische Philosophie der Aufklärung den Begriff «Common sense» – Prinzipien, denen sich niemand mit gesundem Menschenverstand verschliessen kann.

Zum Auftakt seines Pamphlets nahm Paine die Monarchie auseinander: «Monarchen sind stets Despoten und Monarchien immer despotisch.» Paines revolutionäre Schlussfolgerung: «Ein aufrechter



Andreas Gross ist Politikwissenschaftler, SP-Nationalrat und Mitglied der Parlamentarischen Versammlung im Europarat.

tageswoche.ch/themen/Andi_Gross

Mensch ist für die Gesellschaft und in den Augen Gottes wertvoller als all die gekrönten Schurken, die jemals gelebt haben.»

Paine trennte als Erster konzeptionell den Staat beziehungsweise die Regierung von der Gesellschaft und forderte die Menschen auf, ihre Sache in die eigenen Hände zu nehmen. «Die Macht der Obrigkeit muss eingeschränkt werden zugunsten der Gesellschaft, zu der sich die von Gott alle als gleichwertig geschaffenen Individuen zusammenfinden.» Wobei Paine im Unterschied zu Rousseau davon ausging, dass die «Menschen nicht immer ihrem Gewissen und dem Gemeinschaftsgeist» folgen und eine von ihnen gewählte Regierung deshalb notwendig sei.

Amerika könne zur ersten Enklave republikanischer Freiheit werden, schrieb Paine. Es trage die Sache aller freiheitsliebenden Menschen in sich.

Jetzt sei die Gründerzeit für eine kontinentale Union gekommen, fand Paine, die Menschen auf dem ganzen Kontinent müssten sich zusammenfinden. Diesen Aufruf verband er mit der Idee, dass jeder Mensch das unveräusserliche Recht habe, selber zu entscheiden, wie er leben und von wem er regiert werden möchte. So könne

Amerika zur ersten Enklave der republikanischen Freiheit werden, schrieb Paine, weshalb es die Sache aller freiheitsliebenden Menschen der ganzen Welt in sich trage. Sie alle würden es bewundern, wie die Amerikaner sich nicht nur den Tyrannen widersetzen, sondern der Tyrannei überhaupt ein Ende machen wollen.

Tom Paines 50-seitiger «Common sense» wurde gelesen wie kaum ein anderer politischer Text seit der Erfindung des Buchdrucks. In den ersten vier Monaten des Jahres 1776 wurden unter den nicht ganz drei Millionen Bewohnern der 13 Kolonien 150 000 Exemplare verkauft.

Ein Buch kann mehr als Kanonen

Die Amerikaner hatten verstanden. Biograf Keane: «Ein ganzes Land war in Aufruhr. Die grosse Mehrheit hatte sich entschieden.» Im Juli 1776 erklärte der zweite Kongress die Unabhängigkeit der USA von England. General Washingtons Milizionäre wussten nun, worum es ging. Washington sorgte dafür, dass aus Paines zweitem Büchlein «Die amerikanische Krise» (1776) den Soldaten zur Ermutigung immer wieder vorgelesen wurde. Er sagte später, Paines Schriften hätten für den Erfolg der Amerikaner im Unabhängigkeitskrieg mehr bedeutet als 100 000 Kanonen und Hunderte von Schiffen.

Einige Zeit später war Paine auf Besuch in England, als ihn aus Paris die Kunde vom Sturm auf die Bastille erreichte. Er reiste nach Frankreich, wo ihn die Revolutionäre, ihrerseits über «Common sense» bestens informiert, gleich zum Ehrenbürger und Abgeordneten ernannten. Im revolutionären Paris verfasste Paine 1791 sein drittes grosses Werk «Die Rechte des Menschen», von dem eine Million Exemplare verkauft wurden. Kernaussage: «In einer Demokratie muss der Grund für alles öffentlich deutlich werden. Der Bürger ist ein Teilhaber der Regierung und erachtet es als eine seiner Aufgaben, deren öffentliche Angelegenheiten zu verstehen.»

Dies Bürgerrechts-Manifest verschaffte ihm die Wahl in die französische Nationalversammlung durch die Bürger des Departements Pas-de-Calais sowie, im September 1792, in deren neunköpfiges Verfassungskomitee. Dort erarbeitete er neben Condorcet, Sieyes und Danton bis zum Februar 1793 den ersten Verfassungsentwurf der Welt («Gironde-Entwurf») mit den Volksrechten Referendum und Initiative.

tageswoche.ch/+arb5j

×

In Sarajevo schwingen Golfer die Schläger entlang der Frontlinie des Bürgerkrieges von 1995. Das Spiel auf dem grünen Rasen ist ein Akt der Volksverständigung.

Im Gebüsch lassen sie den Ball lieber liegen

von Bernd Müllender

Vor vier Jahren suchte Jasna Sahbegovic nach einer neuen sportlichen Herausforderung. «Was hast du noch nie gemacht?», fragte sich die heute 31-Jährige, geboren in Sarajevos Olympiajahr 1984. Golf zum Beispiel. Die Jugendpädagogin bei der Staatsanwaltschaft in Sarajevo kannte niemanden, der das mal versucht hätte. Aber war da nicht ein Platz mit ein paar Bahnen, oberhalb der Stadt?

Sie fuhr also hoch, versuchte es und fing gleich Feuer. «Tolle Sache», sagt sie, «von Anfang an.»

Zwei Plätze gibt es in Bosnien-Herzegowina, einen mit 9 Loch im Süden nahe der kroatischen Grenze und eben diesen hier. Der Platz hat 6 Löcher. Zusammen sind das landesweit 15. Die meisten Anlagen weltweit haben 18 Loch. Bosnien-Herzegowina kann also auf 0,83 Golfplätze verweisen.

Dejan Saran stört das wenig. «Wir sind froh, haben wir diese kleine, hübsche Anlage», sagt der 48-jährige Golflehrer des Sarajevo Golf Klub bei Kaffee und Käsekuchen auf der ausladenden Clubhausterrasse. Bis zur Jahrtausendwende blieb das neu entstandene Land ohne jedes Fairway. «Es gab in ganz Jugoslawien keinerlei Golf-Tradition», erzählt Saran.

Die Wunden bleiben sichtbar

Nur der Platz im slowenischen Bled existierte damals schon und einer nahe Titos Landsitz Brioni (heute ein Nationalpark) im heutigen Kroatien, der allerdings kaum genutzt wurde. «In Brioni», grinst Dejan, «gab es Pitchmarken, die waren 50 Jahre alt.» Pitchmarken sind die kleinen Abdruckstellen eines Balles, wenn er von hoch oben auf dem Grün landet.

Sarajevo – die Wiege des Cevapcici – wo am 28. Juni 1914 das Attentat stattfand, das den Ersten Weltkrieg auslöste, ist eine multiethnische Stadt. Klanglich ist das heute ein Erlebnis. Besonders abends und während des Ramadan ruft der Muezzin sehr lang und eindringlich. Genau genommen rufen viele Muezzins bei Sonnen-

untergang durcheinander, weil im Talkessel von Sarajevo in Dutzenden Moscheen Allah gepriesen wird. Wenn dann noch die katholischen und die orthodoxen Kirchen die Glocken läuten lassen, entsteht eine ganz besondere multireligiöse Kakophonie.

Vor 20 Jahren dröhnten hier noch die Mörser und MG-Salven. Heute ist Sarajevo mit seinen 300 000 Einwohnern eine Stadt unzähliger Mahnmale, Erinnerungsorte und immer noch sichtbarer Wunden der Belagerung von 1992 bis 1996. Während des Kriegsmartyriums gab es mehr als 10 000 zivile Opfer (darunter 2000 Kinder), 50 000 Verletzte und unzählige lebenslang traumatisierte und Verkrüppelte.

Als Folge des Krieges ist Bosnien eine Weltmacht im Rollstuhl-Basketball und im Sitzvolleyball.

Beim Hinflug ab Köln waren acht Rollstuhlfahrer allen Alters an Bord: Acht von 150 Passagieren! Eine zynische Folge des Kriegs. Die sportliche Folge: Das kleine Bosnien-Herzegowina ist seit Jahren eine Weltmacht im Rollstuhl-Basketball und vor allem im Sitzvolleyball. Da gewann Bosnien mit seinen Kinder- und Jugendopfern von damals Paralympics-Gold in Athen 2004 und in London 2012 (2008 triumphierte mit dem Iran ein anderes Land mit fürchterlicher Kriegsgeschichte).

Die Gemetzel auf dem Balkan sind Geschichte. Auch Sarajevo als Olympiastadt; im Winter 1984 war das. In den Andenkenländen hängen heute Tito-Poster neben Vucko-Plüschtieren, dem heulenden Maskottchen von damals. Vucko, das Wölfchen, hat übrigens ein Slowene kreiert.

Die Olympiastätten sind verrotten, teils wird noch vor Minen gewarnt. Auf dem Gelände im Südosten auf dem Berg Trebevic versuchen engagierte Bürger, die

alten Rodelpisten wieder vom Gestrüpp zu befreien, zu kitten, zu spachteln, abzuschleifen. Irgendwann wollen die Enthusiasten des bosnisch-herzegowinischen Rennrodelverbandes (ja, den gibt es!) sie wieder nutzen. Bis zu funktionierenden Eiskanälen ist es allerdings noch ein weiter Weg. Einige Abschnitte können aber immerhin schon auf Rollschuhen befahren werden.

Metalldetektoren auf dem Golfplatz

Zurück zum Golf. Begleitet vom tollen Blick auf die Minarette-Stadt spielen wir die ersten sechs Löcher, lassen wegen der brütenden Hitze spitzfindig die Bahnen 7 bis 12 aus und machen uns dann an den Rest. Dejan (der 2006, wie er stolz berichtet, mit dem damals 17-jährigen Rory McIlroy, heute Weltranglistenerster, in Südafrika bei der Amateur-WM gespielt hat) jagt den Ball fast bis ins Tal, Jasna schwingt mit auffälliger Eleganz. Der Platz ist durchaus abwechslungsreich und wegen seiner immensen Schräglagen nur mit besonderer Demut zu spielen. Sonst landet der Ball im tiefen Gebüsch.

Dejan ist einer von genau fünf bosnischen «Pros» (zwei arbeiten in der Türkei). Er erzählt von 2004, als sie hier gerade von den ersten vier auf sechs Loch erweitert hatten: Damals suchten, während Menschen ihre Bälle schlugen, Uno-Minensuchtrupps mit Metalldetektoren das Gelände ab; ein CNN-Team filmte das Spektakel mit den zwei verschiedenen Stocksorten. «Die Leute vom Fernsehen hatten vielleicht einen Spass!» Gefunden wurde götterlob nichts.

Zehn Jahre vorher lagen in diesen Hängen die serbischen Tschetniks, der spätere Golfplatz war Frontlinie. Heute befindet sich hier sogar ein Biotop – betreten verboten wegen Naturschutz: auf den Bahnen 5, 11, 17. Gerade sind alle Sprengkärper kaputt: Blitz einschlag, Elektronik zerstört, 20 000 Euro Schaden. «Viel Geld für unseren kleinen Club», klagt Dejan. Es gibt nur etwa 100 Mitglieder.



Ein Platz, der Demut verlangt: Jasna Sahbegovic demonstriert ihren schönen runden Schwung.

FOTO: JASNA SAHBEGOVIC

Jasna lernte ihren schönen runden Schwung bei Dejan. Längst ist sie seine Assistentin beim kostenlosen Schulgolf einmal die Woche. «Die Kinder kommen klassenweise mit dem Bus hier hoch», erzählt sie, «und die finden das ganz toll.» Beim bosnisch-herzegowinischen Golfverband mit seinen 133 aktiven Mitgliedern amtiert Jasna Sahbegovic mittlerweile als Generalsekretärin.

Und die Politik, die Religion, die Ethnien, die das Land auch 20 Jahre nach dem Krieg noch trennen und blockieren? «Hier auf dem Golfplatz spielt das überhaupt keine Rolle», sagt Jasna, oft wisse man gar nicht,

wer Bosniake sei, wer serbischer Herkunft. Und man wolle es auch gar nicht wissen. «Ist ja auch nicht wichtig beim Abschlagen und Putten.»

Wo die Ethnie keine Rolle spielt

Ihr Name, sagt Jasna, habe zum Beispiel einen kroatischen Klang, ihre Eltern seien aber Muslime. Und sie selbst? «Atheistin.» Dejans Vater ist Muslim, die Mutter halb katholische Kroatin, halb orthodox. «Und ich bin Bosnier, fertig», beendet er die Diskussion. Ja, Muslim auch. Aber auch während des Ramadan dem Genuss zugetan: «Noch ein Bier bitte.»

Nein, sagt Jasna, Vorbehalte gebe es nicht. Bei den Leuten in Sarajevo nicht gegen Golf und untereinander im Club sowie so nicht, egal welcher Herkunft oder Religion man sei.

Ist Golf völkerverbindend? «Ja», sagen sie wie aus einem Mund. Hier, wo die Abstammung keine Rolle spielt, wohl eher volksverbindend. Nur ein Vorbehalt sei bei ihr geblieben, sagt Jasna – gegen einzelne dichte Gebüsche am Rande des Platzes. «Da gehe ich lieber nicht rein, um einen Ball zu suchen. Du weisst nie ganz sicher, was da noch liegt.»

tageswoche.ch/+xeirw

×

In der Ausstellung «Lockeres Denken» im Kunsthaus Baselland zeigen Kunststudierende ihre Arbeiten. Das ist neu. Die Leiterin des Instituts Kunst an der HGK, erklärt, wie es dazu kam.

«In der Krise wird Kunst interessant»

von Karen N. Gerig und Dominique Spirgi

Seit Mai 2014 leitet die spanische Kuratorin Chus Martínez das Institut Kunst der Hochschule für Gestaltung und Kunst an der Fachhochschule Nordwestschweiz. Seither bemüht sich das Institut verstärkt um die Öffentlichkeit.

Dazu gehört beispielsweise, dass die Masterabsolventen ihre Abschlussarbeiten seit nunmehr drei Jahren prominent in der Kunsthalle Basel zeigen können. Jetzt sollen auch die Bachelorstudierenden nicht mehr leer ausgehen: Mit der Ausstellung «Lockeres Denken» werden die Arbeiten des gesamten Studiengangs unter dem Dach des Kunsthauses Baselland präsentiert – 60 angehende Künstlerinnen und Künstler sind da vertreten, vom blutigen Anfänger bis zum Diplomanden. Es sei eine gute Praxisübung, begründet Chus Martí-

nez diesen Entscheid. Zudem werde so als Prozess sichtbar gemacht, was an ihrem Institut geschieht.

Frau Martínez, Sie übernahmen Ihr Amt als Institutsleiterin von René Pulfer – einem lokalen Künstler-Urgestein. Mit Ihnen holte man nicht nur jemanden von aussen, sondern eine Kuratorin – also keine Künstlerin. War es ein schwieriges Erbe?

Nein, überhaupt nicht. Ich bin ein grosser Fan von René Pulfer. Ohne das, was er hier in die Wege geleitet hat, könnte ich jetzt nicht tun, was ich mache. Ich kam in ein Institut, das wirklich als Ganzes stimmig und schön war. Dass ich keine Künstlerin bin, war natürlich auch eine Herausforderung – traditionell ist die kunstakademische Praxis in der Regel in den Händen von Künstlern.

Diese ist Ihnen als Kuratorin aber auch nicht fremd.

Ich habe mich in den letzten 20 Jahren tatsächlich mit nichts anderem als mit der künstlerischen Praxis und mit Künstlern beschäftigt, und ich hoffe, dass ich deshalb in der Schule viel beitragen kann. Ich kann zwar nicht davon erzählen, wie ich Kunst mache, aber ich kann sagen, welche Fragen Künstler heute umtreiben, welche Haltungen es in den unterschiedlichen Kulturen und Ecken der Welt gibt, auf wie vielfältige Weisen Ausstellungen gemacht werden können etc. Diese Fragen müssen Künstler auch im Kopf haben.

Unterrichten Sie denn auch?

Im Moment gebe ich ein Seminar in der Masterklasse und bereite für den 27. Oktober eine grosse interdisziplinäre Konferenz zum Thema «Unschuld» vor. Vor allem

Chus Martínez, in Spanien geboren, studierte Philosophie und Kunstgeschichte. Sie war Chefkuratorin des Museo Del Barrio in New York, leitete die kuratorische Abteilung der Documenta 13 und war Chefkuratorin am MACBA, Barcelona.



«Künstler sind Bienen. Sie tragen Informationen, die sich keine Disziplin an die nächste Disziplin zu tragen traut.»

FOTOS: H.-J. WALTER

beschäftige ich mich mit der Frage nach dem Verhältnis von Diskurs und Praxis. Ich initiiere Diskussionen im Team über den Charakter unseres Instituts und unserer Lehre und doziere punktuell.

Als Sie kamen, zügelte das Institut Kunst gerade vom Theobald-Baerwart-Schulhaus am Kleinbasler Rheinufer auf den Dreispitz – es bekam ein neues räumliches Gefäss: Hat das auch geholfen, die Strukturen zu ändern?

Die Strukturen sind überhaupt kein Problem. Ich denke, eine der besten Eigenschaften dieses Instituts ist, wie frei es war. Und ich hoffe, es bleibt so. Was ich dazu beitragen kann? Zum Beispiel Fragestellungen liefern für das Studium. Oder das Institut stärker regional, national und international vernetzen und gegenüber der Öffentlichkeit positionieren. Überhaupt die Öffentlichkeit auf unsere Fragen aufmerksam machen: Was ist die Praxis heute, wieso ist Kunst heute so wichtig? Ist sie überhaupt so wichtig?

Dazu ist der Standort unwichtig?

Ja und nein. Ich möchte betonen, dass der Standort Dreispitz zwar neu ist, ich aber sehr hoffe, dass wir das Gedächtnis, das Erbe des Instituts bewahren können. 33 Jahre mit René Pulfer sind ein wesentlicher Bestandteil seiner Geschichte. Hier studiert man Kunst anders als in anderen Ländern. Das kommt unter anderem daher, dass die Schweiz anders Teil der Moderne war – und das ist sehr positiv. Man ist hier weniger gebunden. Das kann auch dazu führen, dass man sich abschottet, aber das geht weg, wenn man sich selbst besser kennenlernt. Man erkennt dann viele neue Möglichkeiten. Und wenn man von aussen kommt, sieht man diese schneller.

Wo liegen denn die Unterschiede zwischen einer Fachhochschule wie der FHNW, in der das Institut Kunst angesiedelt ist, und einer klassischen oder traditionellen Kunstakademie?

Es bestehen riesige Unterschiede. Das hat zu tun mit dem Modell der Akademie, das ebenfalls in der Moderne fusst: Es hat zu tun mit den modernen Ideen von Einfluss und von Exzellenz, die nicht auf eine Gruppe gerichtet ist, sondern beim Individuum liegen. Der heissen: Der exzellente Künstler kann exzellente Künstler unterrichten. Dazu kommt die Idee des Fortschritts: Wenn ich gut bin, kann ich meine Gruppe nach vorne pushen. Die Schweiz funktioniert nicht so. Und das finde ich hervorragend. Denn wir sind nicht mehr in der Moderne.

Sind die Anforderungen an Künstler heute anders als früher?

Ja, auf vielen verschiedenen Ebenen, nicht nur gesellschaftlich, sondern auch die Künstler selbst sind anders. Künstler sind unglaublich interessiert. Die Neugierde der künstlerischen Gemeinde ist so vielfältig und gross, dass sie wie Bienen funktionieren. Wissenschaftler sagen, dass ohne Bienen das ganze Ökosystem kollabieren würde – und Künstler sind unsere Bienen. Sie tragen Informationen, die sich



«Es gab Panik! Panik und Hysterie! Mit Zittern! Superschön.»

keine Disziplin an die nächste Disziplin zu tragen trauen würde. Man sieht zum Beispiel keinen Quantenphysiker, der mit einer wunderbaren Idee zum Neurowissenschaftler läuft. Das können nur Künstler. Sie haben eine unglaubliche Fähigkeit zur Synthese. Künstler erneuern immer, auch sich selber. Im Moment sind sie gerade stark mit der Natur beschäftigt, in den Sechziger- und Siebzigerjahren waren es zum Beispiel Körper und Gender.

«Wir müssen den Kunstmarkt ignorieren – im Wissen, dass er immer da ist.»

Der Künstler als Abbild der Gesellschaft?

Mhm. Sie haben aber auch Geduld. Sie können Themen halten, über Jahre oder Jahrzehnte. Zum Beispiel Transgender – Künstler sprachen als Erste über dieses so aktuelle und riesige Thema.

Welche Rolle spielt in der Ausbildung neben der Theorie der Kunstmarkt?

Wir müssen ihn ignorieren – im Wissen, dass er immer da ist. Es ist wie ein schizophrenes Leben: Man weiss ganz genau, dass man in ein Wirtschaftssystem eingebunden ist, muss aber so tun, als würde das nicht existieren. Nur so können wir den

richtigen, den kritischen Blick auf das Ökonomische gewinnen. Denn wenn wir von vornherein ökonomisch denken würden, könnten wir nicht arbeiten – in der Ausbildung zumindest.

Sie versuchen also, die Studierenden von den Zwängen des Marktes freizuhalten?

Nein, nein! Wir arbeiten im Bewusstsein dieser Realität, aber wir sprechen vor allem über die Kunstpraxis und über den Kunstbetrieb. Das heisst, wir thematisieren den Kunstmarkt, aber auch den Antikapitalismus – beides ist da, das ist total wichtig. Denn wir sind Teil davon, auch die Dozierenden denken gezwungenermassen an den Markt, denn sie sind ja auch Künstler.

Mit der Ausstellung im Kunsthaus Baselland schaffen Sie eine weitere Realitätssituation.

Ja, aber das hier ist nicht der Markt, sondern die Öffentlichkeit, die wir hier erproben. Denn die Präsentation der eigenen Arbeiten ist ein wichtiger Teil der Künstlerexistenz. Auch dass man seine Arbeiten im direkten Dialog mit anderen Werken sieht. Es geht um die Lust, dass man ein bestimmtes Niveau in der Präsentation erreicht. Und es ist eine Praxisübung: Wie wird eine Ausstellung gemacht, welche Kriterien gelten im Studio und hier nicht mehr, in einem Raum, der komplett andere Masse hat? Auch die Öffentlichkeitsarbeit und die Vermittlung ist wichtig. Jeder hat eine neue

Arbeit produziert und darüber auch einen Text geschrieben.

Und der Markt bleibt wirklich aussen vor?

Vielleicht wird dabei dann auch der Markt zum Thema, das habe ich an anderen Schulen schon erlebt, zum Beispiel an der Frankfurter Städelschule – dass Leute tatsächlich Werke von Schülern kaufen wollten. Das kann passieren, auch bei einem herkömmlichen Rundgang. Aber hier geht es um eine Ausstellung.

Diese Ausstellungsform ist zudem ein Novum für das Institut Kunst: Sie vereint alle drei Bachelor-Studiengänge unter dem Dach einer ausgewiesenen Institution.

Ich hoffe – vielleicht bin ich naiv –, dass gerade dadurch, dass die Ausstellung in einer Institution stattfindet, ein Kaufimpuls, wie wir ihn vorher erwähnt haben, neutralisiert wird. Die institutionelle Ausstellung ist ein Format, das Abstand schafft.

Was war denn Ihre Idee dahinter, alle Bachelor-Studiengänge in einer Ausstellung zu präsentieren und nicht nur die Diplomjahrgänge wie früher?

Die jüngsten Klassen blieben früher immer aussen vor. Ich habe in den USA studiert, da gibt es die Praxis, alle zusammen zu zeigen, weil sie in der Schule ja auch zusammen sind – man besucht dieselben Klassen, ist befreundet etc. Deshalb kam mir diese Trennung plötzlich komisch vor. Zudem möchte ich Basel zeigen, was wir können, auch wenn etwas noch nicht fertig ist. Es geht nicht darum, eine fertige, die beste Ausstellung des Jahres zu machen. Sondern es geht um das Zusammen, um Energie. Diese Idee wollte ich nicht brechen. Mit jedem Risiko, das sie mit sich bringt. Ich hoffe, die Leute in Basel nehmen das mit Liebe an. Ausserdem ist es ein Spass für mich, eine Ausstellung zu machen. Diesen Spass wollte ich niemandem vorenthalten.

Hatten die Studierenden denn auch tatsächlich Spass? Gab es bei den Jüngsten keine Angst vor einer Überforderung?

Nein, keine Angst. Es gab Panik! Panik und Hysterie! Mit Zittern! Superschön (lacht). Andererseits: Im Resultat merkt man es nicht, glaube ich – keiner kann auf Anhieb sagen, welche Arbeiten hier aus welchem Jahrgang stammen. Alle sind gut. Und es gab sehr gute und lehrreiche Diskussionen im Vorfeld.

Warum findet die Ausstellung nicht auf dem Campus statt?

Auf dem Campus hätten wir einerseits nicht genug Ausstellungsfläche für 60 Künstler, andererseits wäre es zu vertraut, weil es unsere Räume sind. Es ist eine Herausforderung, sich an einem etablierten Ausstellungsort zu präsentieren, und ich gehe gerne in existierende Orte in der Nachbarschaft, die wir kennen. Das von Ines Goldbach geleitete Kunsthaus Baselland nimmt da eine besonders wichtige Stellung ein, und wir hoffen natürlich auch, dass es bald ebenfalls auf dem Dreispitz sein wird – das wäre dann absolut ideal.

Sie sind hauptsächlich Kuratorin – dass eine Schule derart stark nach aussen tritt, ist hier definitiv neu. Sie haben gleichzeitig auf dem Campus mit dem «Tank» einen Raum initiiert, der ebenfalls der Präsentation dienen soll. Es ist Ihnen ein grosses Anliegen, Öffentlichkeit zu schaffen, oder trägt dieser Eindruck?

Nein, das stimmt.

Im Vergleich dazu: Um das Theobald-Baerwart-Schulhaus, in dem das Institut früher beheimatet war, schien ein mentaler Stacheldraht gezogen.

Die Basis- und Diplom-Ausstellungen gab es auch damals, und sie waren immer öffentlich – nur fanden sie nicht derart exponiert statt wie hier. Es ist riskant, aber ich glaube, der Dialog mit der Gesellschaft und der Stadt ist wesentlich. Ich glaube, früher war auch die Integration in der Stadt eine ganz andere. Das Kleinbasel ist auch nicht der Dreispitz. Das hat sich geändert. Deswegen geben wir uns auch Mühe, in Kontakt mit der Stadt zu treten. Es ist ein ewiger Versuch, die Schule zu öffnen – und gleichzeitig auch zu schauen, was von aussen in die Schule kommen könnte.

«Basel ist eine Stadt, die eine Wichtigkeit hat, weil sie auch wichtige Institutionen hat.»

Sie hinterlassen mit dieser Ausstellung also auch eine Visitenkarte.

Ja, aber ohne Arroganz. Die Qualität an dieser Schule, in diesem Land überhaupt, ist sehr hoch.

Die Bachelor-Jahrgänge präsentieren Sie nun im Kunsthaus Baselland, die Masterabschlüsse seit ein paar Jahren schon in der Kunsthalle Basel. Stossen Sie bei den Institutionen immer auf offene Ohren?

Das ist so schön hier – es kommt mir vor, als käme ich nach Hause. Ich war fünf Jahre lang in Bilbao. Als das Guggenheim-Museum dahin kam, befürchteten viele, es würde alle anderen auslöschen. Der damalige Direktor, Juan Ignacio Vidarte, aber kam und sagte: Lass uns miteinander reden. Ich leitete damals eine kleine Kunsthalle. Und auch mit der Pinakothek hatte ich einen super Austausch. In Basel ist das auch so, auf allen Ebenen. Das hat nicht jede Stadt, ich habe es auch anders erlebt.

Wie nehmen Sie die Stadt Basel in Bezug auf die Kunst wahr?

Es ist eine sehr paradoxe, interessante Stadt. So klein sie auch ist, die Kunst ist ihr unglaublich wichtig. Es ist eine Stadt, die eine Wichtigkeit hat, weil sie auch wichtige Institutionen hat. Aber wir haben auch mehr Verantwortung gewonnen, weil es den Nachbarn gerade nicht so gut geht – was wir schaffen, ist nicht länger nur für uns, sondern für viele. Das Institut Kunst steht deshalb im Dialog mit Basel, aber auch mit

vielen anderen kulturellen Räumen. Ich war gerade in Johannesburg, in Athen, um herauszufinden, welche Allianzen man bilden könnte. Genau deswegen, weil in der ökonomischen Krise die Kunst sehr wichtig wird. Wir sind hier an einem Ort, wo Kunst noch relativ ungestört produziert werden kann, wo sie gezeigt werden, wo in Ruhe darüber geredet werden kann. Das ist relevant für viele. Ich glaube, Basel wird dabei wichtiger und wichtiger, weil hier viele Leute herkommen dank der charaktervollen Institutionen, die wir hier haben, von der Fondation Beyeler und dem Schaulager bis hin zu den vielfältigen Offspaces.

Und wie läuft es FHNW-intern?

Direktorin Kirsten Langkilde sagte vor rund einem Jahr, für sie sei der institutsübergreifende Austausch auf dem Campus eines der zentralen Anliegen. Funktioniert dieser gut?

Es ist gut angelaufen, man sieht die Möglichkeiten, ja. Wir kooperieren zum Beispiel aktuell mit dem Institut für Innenarchitektur und Szenografie für die kommende Bauausstellung IBA. Da ist es super, wenn man die Kollegen nur eine Tür weiter findet. Und ich lerne sehr viel, zum Beispiel über Design, von dem ich bisher wenig Ahnung hatte. Daran habe ich unglaublichen Spass.

Das Institut Kunst war früher noch Teil der Schule für Gestaltung, später trennte man diese in einen praktischen (die heutige Schule für Gestaltung SFG) und einen Fachhochschul-, einen sogenannt akademischen Teil. Gerade bei der Kunst leuchtet das vielen Aussenstehenden nicht ein. Finden Sie denn diese Trennung sinnvoll?

Darüber weiss ich zu wenig. Ich bin in der Trennung aufgewachsen. Man kann die Wirklichkeit natürlich immer anpassen, deshalb würde wohl beides funktionieren. Es ist schlicht Gewohnheit. Wir arbeiten aber sehr gerne mit der SFG zusammen, im Bereich des Vorkurses zum Beispiel.

Apropos Austausch: Wie läuft der Austausch mit den anderen Kunsthochschulen national?

Glänzend. Mit Genf, Sierre, Zürich, Lausanne... In Bern können unsere Masterstudierenden alle Kurse belegen und umgekehrt, es ist wie eine richtige Bruderschaft.

Aber auch ein Wettbewerb?

Natürlich! Das soll auch so bleiben. Ohne Wettbewerb kein Spass. Blöd wäre, wenn dieser Wettbewerb auch das Ego der Leute betreffen würde – aber wenn es um Vorschläge geht, wie man noch enger zusammenarbeiten kann, dann her damit.

Und wer ist der Beste?

Wir. Ohne Zweifel (lacht).

tageswoche.ch/+ltslk

×

«Lockerer Denken», Diplom- und Jahresausstellung des Bachelor-Studiengangs Kunst, Hochschule für Gestaltung und Kunst FHNW, Kunsthaus Baselland. 21. bis 30. August 2015. Kuratiert von Chus Martínez und Ines Goldbach.

Champions und Europa League werden immer lukrativer. Selbst wenn der FCB gegen Maccabi Tel Aviv scheitern sollte, hat er mehr Geld auf sicher als bei seiner ersten Teilnahme.

Ein Spiel um Millionen

Embolo wirds in Tel Aviv schon richten – und wenn nicht, gibts zumindest drei Millionen «Schmerzensgeld».

FOTO: KEYSTONE



von Christoph Kieslich

Zum einen ist da die Stellung, die sich der FC Basel im europäischen Vergleich erarbeitet hat. Auf Platz 15 in der Uefa-Fünffjahresrechnung wird Basel geführt, die Plätze zwischen dem FCB und Real Madrid an der Spitze belegen die ganz grossen Vereine. Hinter ihm rangieren schillernde Namen wie der FC Sevilla, die beiden Clubs aus Manchester, Olympique Lyon, die beiden Mailänder Traditionsclubs, Ajax, Dynamo Kiew und so weiter.

So gut lag der FC Basel – geschweige denn ein anderer Schweizer Club – noch nie in diesem Ranking. Und hält man sich vor Augen, dass allein in den «big five» genannten grossen Ligen Europas (England, Spanien, Deutschland, Italien, Frankreich) 98 Vereine mit glänzenden Rahmenbedingungen konkurrieren, dazu noch Russland (mit Zenit St. Petersburg einen Rang hinter Basel platziert) oder eine Liga wie jene Portugals (mit Benfica als Fünfter im Ranking und Porto als Zwölfter), dann ist der Höhenflug des Meisters aus der Schweiz immer wieder erstaunlich.

Möglich gemacht hat dies auch das Geld, welches dem FC Basel durch seine internationalen Efforts in die Kasse gespült wurde. So steht im Rückspiel gegen Maccabi Tel Aviv nicht nur sportliches Renommee und die sechste Teilnahme an der Champions League auf dem Spiel, sondern wieder ein ordentliches Stück vom grossen Kuchen, den die Uefa mit ihrer «Nonplusultra Milchkuh» (NZZ) produziert.

Weil der Geldfluss der Fernsehsender und Sponsoren in die Champions League der Uefa und von dort weiter in die Vereine keine Grenzen zu kennen scheint, werden im beginnenden Zyklus bis 2018 erneut immense Steigerungsraten ausgewiesen.

Trostpflaster für den Verlierer

Die neu geregelte Ausschüttung aus dem Füllhorn bedeutet, dass dem FC Basel jetzt schon 6,05 Millionen Euro sicher sind – ganz egal, ob er sich gegen Maccabi durchsetzen kann. Schafft der FCB zum sechsten Mal den Sprung in die Gruppenphase der Königsklasse, sind ihm 14 Millionen Euro (zwei Millionen für den Playoff-Sieg, zwölf Millionen Startgage) garantiert – und egal, ob er anschliessend eines der sechs Gruppenspiele gewinnt (macht neu 1,5 Millionen Euro Prämie extra), unentschieden spielt (bringt immer noch eine halbe Million) oder verliert.

Scheitert der FCB, setzt sich der Zwischenverdienst aus der zentralen Vermarktung der Uefa wie folgt zusammen: 250 000 Euro sind jedem Landesmeister garantiert; 400 000 Euro gibt es für das Überstehen der dritten Qualifikationsrunde; drei Millionen Euro bekommt der Verlierer der Playoffs – also eine Million mehr als der Sieger, quasi als Trostpflaster – und obendrein fällt dieser Verlierer weich als Teilnehmer an der Gruppenphase der Europa League. Dort gibt es zwar nur 2,4 Millionen Start-

prämie, was aber immerhin fast doppelt so viel ist wie noch im Vorjahr.

Die wirtschaftliche Entwicklung in den europäischen Wettbewerben zeigt sich, wenn man diese 6,05 Millionen, die dem FCB selbst bei einem Ausscheiden sicher wären, vergleicht mit der Startgage, die er 2002/2003 bei seiner erstmaligen Qualifikation zur Champions League erhielt: 5,5 Millionen Franken, was damals umgerechnet circa 3,75 Millionen Euro entsprach.

Seither ist die Champions League – und in ihrem Schatten die Europa League (vormals Uefa-Cup) noch einmal gewaltig gewachsen. Bis 2018 schüttet die Uefa pro Saison 2,24 Milliarden Euro aus. Das Verhältnis der Einnahmeverteilung von Champions League zu Europa League wurde von 4,3:1 auf 3,3:1 korrigiert, um die kleine Schwester zu stärken. 1,25 Milliarden – 25 Prozent mehr als bisher – gehen an die Vereine in der Champions League. 380 Millionen fliessen in die Europa League, was eine Steigerung um 64 Prozent bedeutet.

Die prallen Geldtöpfe beinhalten die besten Argumente für einen Frieden zwischen Clubs, nationalen Verbänden und Dachorganisationen.

Die Wachstumsraten für das unverändert nachgefragte Produkt Live-Fussball sind das eine. Zum anderen bezeichnete Karl-Heinz Rummenigge in seiner Funktion als Vorsitzender der 214 Vereine umfassenden ECA (European Club Association) die im März vorgestellten Zahlen als «Beginn einer veränderten Zeitrechnung in unserer künftigen, langfristigen Zusammenarbeit mit der Uefa, wie im Übrigen auch mit der Fifa».

Im ständigen Tauziehen um Einfluss im Dreieck von Clubs, nationalen Verbänden und internationalen Dachorganisationen sind die prall gefüllten Geldtöpfe und die Verteilungsschlüssel die besten Argumente, um zumindest vorläufig Frieden schliessen zu können. So wurde im Frühjahr

ebenfalls bekannt, dass die Uefa für die Abstimmung von Nationalspieler*innen den Clubs bei der EM-Endrunde 2020 mindestens 200 Millionen Euro berappt (2016: 150 Millionen). Mit der Fifa hat sich die ECA unlängst auf eine Erhöhung der Gesamtsumme von 65,6 Millionen Euro (WM 2014) auf 195 Millionen für die Endrunde 2018 in Russland geeinigt.

Im laufenden Europacup-Wettbewerb ist dem FC Basel eine der beiden Gruppenphasen ebenso garantiert wie dem FC Sion als Cupsieger ein Startplatz in der Europa League und damit 2,4 Millionen Prämie. Darum geht es in den Playoffs der Europa League auch für die Young Boys sowie den FC Thun.

Was in der Schweiz ankommt

Schafft es der FC Basel in die Champions League, kommt neben den Ticketeinnahmen der drei Heimspiele (gegen sechs Millionen Franken) auch noch der Anteil aus dem sogenannten Marktpool hinzu. Clubs aus grossen Fernsehmärkten können da noch einmal auf 20 bis 30 Millionen Euro kommen. Vertreter aus einem kleinen Markt wie der Schweiz müssen sich vergleichsweise mit Brosamen begnügen. 2013/2014 erhielt der FC Basel 1,7 Millionen Euro aus diesem Topf, und nur der tschechische Meister Viktoria Pilsen bekam noch weniger (1,5 Millionen).

Spielt der FCB in der Gruppenphase, profitieren die anderen Schweizer Clubs nicht nur aufgrund des Länderkoeffizienten, der der Super League nächsten Sommer wieder zwei Startplätze für die Qualifikation zur Champions-League garantiert sowie dem Meister den direkten Zugang. Durch die sogenannten Solidarzahlungen werden immerhin 112 Millionen Euro (ein Plus von 35 Prozent zum vorherigen Zyklus) an jene Vereine ausbezahlt, die nicht mit am Tisch sitzen, wenn der ganz grosse Kuchen aufgeteilt wird.

80 Prozent dieser 112 Solidar-Millionen gehen an die Verbände mit mindestens einem Teilnehmer an der Gruppenphase der Champions League. Ein Grund mehr für die Schweizer Konkurrenz, dem wirtschaftlich entrückten Krösus aus Basel nichtsdestotrotz ein bisschen den Daumen zu drücken.

tageswoche.ch/+3np4u

×

Online

Eine detaillierte Auflistung der Prämien im Europacup finden Sie online unter: tageswoche.ch/+3np4u

Entwicklung der Prämien in der Champions League seit 2000

	2000/01	02/03	06/07	09/10	12/13	15/16
Startgage	2,9	3,75	5,4	7,2	8,6	12
Prämie für Sieg	0,32	0,34	0,6	0,8	1,0	1,5
Prämie für Remis	0,16	0,17	0,3	0,4	0,5	0,5
Prämie für Gewinner	6,5	6,8	7	9	10,5	15

Beträge in Millionen Euro, für 2000/2001 und 2002/2003 jeweils von Franken (der damaligen Uefa-Währung) in Euro umgerechnet

Der Basler Jura ist eines der dichtesten Klettergebiete von Europa. Viele Routen tragen ungewöhnliche Namen, die von der einst boomenden Kletter-Szene in der Region erzählen.

Totentanz der Finger – die Klettergeschichte



von Olivier Christe

Rund um Basel erstreckt sich eines der dichtesten Klettergebiete Europas. Viele grossartige Gebiete liegen in Velodistanz von der Stadt entfernt. Die Blütezeit jedoch liegt bereits etwas zurück in den 1980er- und 1990er-Jahren. Lokale und internationale Spitzenkletterer hatten in diesen Jahren an den Felsen rund um Basel viele, zum Teil äusserst schwierige Routen erschlossen. Jede Route hat einen Namen, die ihr jeweils der Erstbegeber verleiht. Untitled gibt es nicht.

Das Prinzip kennt man aus der Biologie. Dem Entdecker einer Pflanzen- oder Tierart steht es offen, diese zu benennen. Ausser dem eigenen Namen, was als narzisstisch gilt, gibt es kaum Einschränkungen. So heisst ein Käfer, der 2002 in Costa Rica entdeckt wurde und auffallend kräftige Beine hat, Agra schwarzeneggeri. Oder eine Wespenart, deren Larven sich im Hinterleib von Raupen entwickeln, worauf sich diese krümmen und winden, Aleiodes shakirae.

Die Namen sagen mindestens so viel über die Forscher wie über die Tiere aus. Ähnlich verhält es sich mit der Bezeichnung von Kletterrouten. Zwischen 1980 und 1997 wurden in einem langanhaltenden Erschliessungsboom im Basler Jura, wie das Klettergebiet rund um Basel genannt wird, weit über 1000 Routen eingebohrt. Name, Erstbegeber, Schwierigkeit und genaue Ortsangabe sind in dem «Fluebible» genannten Kletterführer der Region gesammelt. Eine kleine Auswahl daraus eignet sich hervorragend, um an ihrem Beispiel die lokale Klettergeschichte zu erzählen.

Niedrig, aber lang

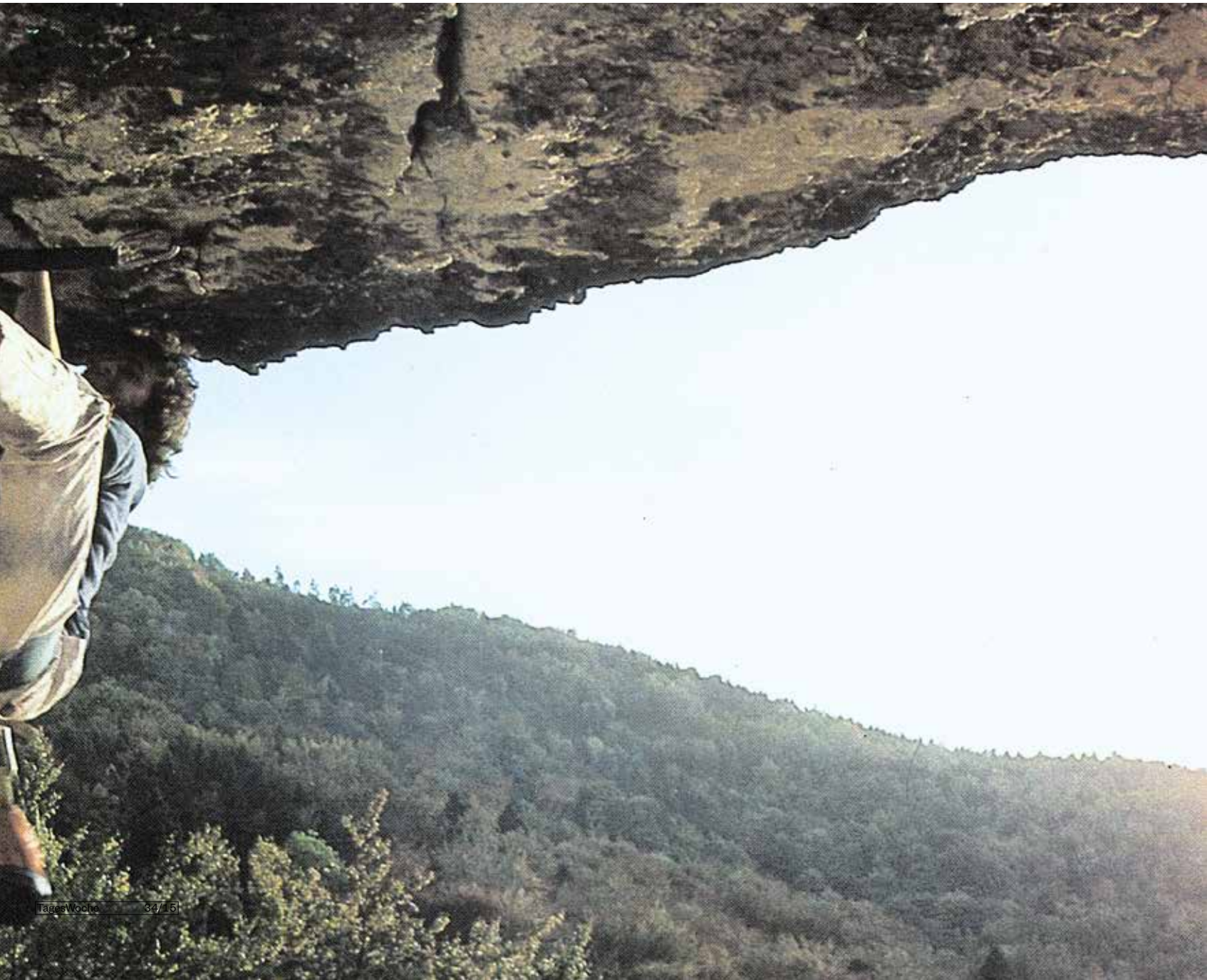
Die Felsbänder in den Wäldern um Basel ziehen sich manchmal über Hunderte Meter weit. Hoch hingegen sind sie nicht und überragen nur selten 30 Meter. Lange bevor jemand vom Klettern sprach und darin gar einen Sport sah, müssen Jäger und Bauern, Förster und Pilzsammler die Hände zu Hilfe genommen und so die Felsen an ihren Schwachstellen überwunden

haben. Als in den 1950er-Jahren ein paar wenige zum ersten Mal den Fels selbst zum Ziel machten, unterschied sich ihr Denken gar nicht so sehr von dem ihrer Vorgänger.

Auch diese frühen Kletterer waren geprägt vom Gedanken der Hindernisüberwindung. Nur waren ihre Ziele nicht die Waldgebiete und Wiesen oberhalb der Jura-felsen, sondern Hunderte Meter über dem Tal thronende Alpengipfel. Der Zusammenhang mit den verhältnismässig kümmerlichen Felsen um Basel liegt darin, dass sich diese als nahe Trainingsmöglichkeit für lokale Bergsteiger eigneten. In einer Zeit, in der gar in den Alpen vor allem der Gipfel und weniger der Weg dorthin zählte, wurden diese Routen deshalb vor allem mit geo- und topografischen Namen bezeichnet. Auch der Name des Erstbegebers war nicht selten. So lauten die Basler Routennamen aus dieser Zeit etwa Gempenpfeiler, Südgrat oder Benderpfeiler. Letzterer nach Eugen Bender benannt, einem der aktivsten Basler Bergsteiger der 1950er- und 1960er-Jahre.

Pionier Richi Signer unter dem Ingelsteiner Dach: eine der schwersten frei gekletterten Routen im Basler Jura.

FOTO: ROLF HAAS



Mitte der 1970er-Jahre fand eine neue Generation, enttäuscht von der modernen Leistungsgesellschaft, den Weg an die Felsen. An ihnen übten sie einen respektvollen Umgang mit Natur und Mitmenschen. Es war die Freiheit, nach der sie sich sehnten. So veränderte sich auch der Kletterstil. Statt sich an Haken hochzuziehen, versuchten sie durch Geschicklichkeit und Kraft, frei von zusätzlichen Hilfsmitteln, hochzukommen. Das Seil diente nur der Sicherung. Nach amerikanischem Vorbild verwendeten sie zur Absicherung wieder entfernbare Klemmkeile statt Schlaghaken.

Das Nirwana von Duggingen

Es war der respektvollste Umgang mit der Natur. Keine Spuren hinterlassen. So hiess 1978 der erste Meilenstein dieser neuen Klettergeneration, die kletternd den Ausbruch aus einer verhassten Leistungsgesellschaft suchte, Nirwana. Neun Jahre vor Cobain gelang ihnen oberhalb von Duggingen an der Falkenfluh die Flucht vor der Ich-Sucht und dem modernen Dasein mit all seinen Zwängen.

Doch dieses Dasein währte nicht lange, denn die Leistungsgesellschaft holte sie ein. Die Route T-18 verweist auf den gleichnamigen Autobahnzubringer, für den ein Grossteil des Naturgebiets Reinacher Heide überbaut wurde, Metzgerstrasse 59/61 auf den gewaltsamen Abriss der beiden besetzten Häuser im Basler St.-Johann-Quartier, das AJZ-Dach, wie bereits die beiden vorhergehenden, im Pelzmühletal bei Grellingen gelegen, auf die Schliessung des Autonomen Jugendzentrums in der Nähe des Zürcher Bahnhofs und die folgenden gewaltsamen Jugendunruhen, die sich über die ganze Schweiz erstreckten.

Diente Klettern zuvor als Metapher des Lebens, war es nun zum Leben selbst geworden.

Obwohl diese Bewegung im Verlauf der 1980er-Jahre immer wieder aufflammte, war sie in der Basler Kletterszene schon bald kein Thema mehr. Ein paar junge Kletterer, die keinen Bezug zur anarchistisch-ideologischen Gesinnung ihrer Vorgänger hatten, begannen Anfang der 1980er-Jahre mit einem Leistungsklettern, das bezüglich der Schwierigkeiten alles bisher Gekannte überstieg. Während Klettern zuvor als Metapher des Lebens diente, war es nun zum Leben selbst geworden.

Ein Leistungssport, der so intensiv betrieben wurde, dass kaum noch Zeit für anderes blieb, und den Körper an seine Grenzen brachte. Auf die körperliche Extrembelastung verweisen Routennamen wie Totentanz der Fingerspitzen oder Ringe der Kraft – Letzterer ein Hinweis auf die Ringbänder der Finger, die besonders anfällig auf Maximalbelastungen sind und deren Riss eine häufige Kletterverletzung

darstellt. Doch nicht nur der Körper wurde einem Belastungstest unterzogen, auch der Geist kam an seine Grenzen.

Die Route zwischen Tonal und Nagual (Schwierigkeitsgrad 7c+) in der Tüfleten, eine der ersten in der Schweiz mit diesem Schwierigkeitsgrad, verweist auf die Verbindung von Körper und Geist. Über den Schriftsteller und Ethnologen Carlos Castaneda vermittelt, stellt das präkolumbianische Tonal den Verstand dar, während das Nagual auf die Grenzen dieses Verstands und darauf hinweist, dass es etwas gibt, das darüber hinausreicht.

Vielleicht ist es diese kletternde Verbindung von Körper und Geist, die schliesslich zu einem ausserordentlichen Willen und dadurch zu ebensolchen Leistungen am Fels führte. Ähnlich argumentiert auf jeden Fall der Franzose Antoine le Menestrel, der 1986 mit der Route Ravage (8c) am Chuenisbergli bei Blauen die damals schwerste Route der Welt kletterte. In der «Fluebible» schreibt er: «Mon souffle tel un ouragan ravagea ma force» – wie ein Orkan marterte mein Atem meine Kraft. Es ist wiederum eine Verbindung, diesmal zwischen Atem und Kraft, die zu einem Gefühl übermenschlicher Leistungsfähigkeit führt. Genussmittel, denen die Kletterer nicht abgeneigt waren, trugen ihren Teil dazu bei.

Das Streben nach immer höheren Schwierigkeiten führte aber auch zu Zwangserscheinungen. Klettern hat sich mit dieser Generation, die zeitgleich in ganz Europa und den USA ähnliche Formen annahm, zu einem modernen Leistungssport mitsamt seinen Schattenseiten entwickelt. So schreibt Patrick Andrey 1986 als damals aktiver Basler Kletterer in der «Fluezytig», dem Vorgänger der «Fluebible»: «Eigentlich trauern die meisten Kletterer den alten Zeiten nach, aber kaum einer will oder kann mehr die Entwicklung rückgängig machen, weil er selbst in den Wirbel des Leistungsvergleichs gesogen wird, selbst mitklettert, mittrainiert, besser werden will.» Die Route Régime diététique am Balmchopf bei Nunningen erzählt davon.

Um sie klettern zu können, hat sich Wenzel Vodicka, einer der stärksten Basler Kletterer jener Zeit, einer strengen Diät unterzogen. Der Gewichtsverlust sollte zum Erfolg führen. 1985 schnappte ihm schliesslich ein Pariser Feriengast die Erstbegehung weg, und so erhielt die Route den Namen, der auf die beiden Faktoren hinweist.

Im Reich des Shogun

Der Sog, den eine Route entwickeln kann, zeigt Eric Talmadges Langzeitprojekt Im Reich des Shogun (9a) an der Tüfleten bei Dornach. 13 Jahre arbeitete er daran, bis er sie 2001 endlich klettern konnte. Es war zeitgleich das Ende seiner Kletterkarriere. Und er beschreibt die Route so: «Shogun hat eine derart grosse Bedeutung in meinem Leben eingenommen, dass sie zu meinem Reich wurde.» Er verweist damit auf den Titel des Sho-

gun, den Anführer aus dem Kriegeradel der Samurai trugen.

Mit der Akkubohrmaschine fand Mitte der 1980er-Jahre eine technische Neuerung Einzug in die Kletterszene, welche die Routenanzahl dramatisch in die Höhe schnellen liess. Besonders die späteren Macher der «Fluebible», Mike Tschärner, Andi Luisier und Patrick Andrey, kamen in den Bohrwahn. Die Bezeichnung ist keine Fremdzuschreibung meinerseits. Das Gebiet Borowan bei Himmelried verweist darauf, und Routennamen wie Bohrdell oder Bohrgasmus zeugen von einer leicht angebohrten Verfassung.

Die enorme Routenanzahl ist sicherlich ein Grund für die Routennamen, die sich meist im Fäkal- und Genitalbereich bewegen. Ein anderer jedoch ist der lockere Zugang der drei Hauptbohrer jener Zeit. Die Ernsthaftigkeit, die sowohl den Ideologen der späten 1970er-Jahre wie auch auf andere Weise den Leistungskletterern der 1980er eigen war, fehlt bei den manischen Routenbohrern der späten 1980er- und 1990er-Jahre. Dies trotz der zum Teil hohen Schwierigkeiten, die geklettert wurden. Das ist erfrischend.

Heute kann fast überall geklettert werden, wenn auch nicht zu jeder Jahreszeit.

Die «Fluebible», die schliesslich 1997 erschien, strotzt denn auch vor Witz. Comics und Texte, deren Wahrheitsgehalt nicht immer ganz klar ist, die aber die Kletterszene und allen voran die Verfasser selbst kritisch hinterfragen, zeugen davon. Dies geht jedoch in keiner Weise auf Kosten der Qualität der Beiträge, die aus aufwendigen Zeichnungen, Zusatzinformationen über Flora, Fauna und Geologie sowie Anekdoten aus über 20 Jahren Klettern in Basel bestehen. Es ist ein abschliessendes Werk, das fast die gesamte Basler Klettergeschichte umfasst.

Abschliessend ist das Buch auch deshalb, weil kurz darauf der Kanton Basel-Stadt, in dem sich der Grossteil der Routen befindet, ein Verbot für Neurouten erliess. Zudem wurden immer mehr Gebiete gesperrt und erst durch die Arbeit der kurz zuvor gegründeten IG Klettern-Basel konnten Kompromisse gefunden werden. So kann heute fast überall geklettert werden, wenn auch nicht zu jeder Jahreszeit. Dies vor allem zum Schutz gefährdeter Vogelarten wie dem Wanderfalken, der in den Felsen brütet.

Neurouten am Fels werden in Basel kaum noch eingerichtet, Plastikrouten hingegen immer mehr. Basels Plastiktempel liegt in Pratteln. Zwischen Aquabasilea und Ikea liegt das B2 (Bars&Boulders) mit über 700 Quadratmetern Boulderfläche. Boulders sind Kletterrouten, die seilfrei begangen werden und wo ein Sturz auf der weichen Matte endet. Nicht die Höhe, son-

dern die Schwierigkeit ist entscheidend. Und einige der Kletterer hier gehen in diesem Punkt sehr weit.

Gründer und Betreiber der Halle sind die Bohrwütigen der 1990er-Jahre, Tscharner und Luisier. Sie sorgen dafür, dass das B2 unter Boulderern als eine der besten Hallen der Schweiz gilt. Ständig bauen sie die Wände um, neue Routen entstehen, Grillfeste und Wettkämpfe finden statt.

Die Jungen sind lockerer

Und hier kommen auch die Generationen zusammen: Neben den Pionieren trainieren junge Talente. Einer von ihnen ist Marvin Silva Kühne, Jahrgang 1996, der letztes Jahr den dritten Platz an den Schweizermeisterschaften gewann und bei meinem Besuch gerade eine Wettkampfroute für unter 16-Jährige testet. Gemeinsam mit Tscharner bespricht er das Vorgehen und macht Empfehlungen nach den Testläufen: «Nimm Mirko als Beispiel. Er ist regelmässig unter den ersten drei. Er kann diesen Zug aber mit Sicherheit nicht. Wir müssen das also anders schrauben. Ausserdem ist die Verletzungsgefahr viel zu gross.»

Die Routen an den Felsen rund um Basel gelten heute vor allem als Testpieces, wie die obligatorischen Routenklassiker in der Kletterszene genannt werden. So besuchte 2009 der Tscheche Adam Ondra, zurzeit der wohl weltbeste Kletterer, den Basler Jura und wiederholte einen Grossteil der schwierigen Routen. Der Konkurrenzkampf aber findet heute an Wettkämpfen statt, die zeitlich begrenzt sind und in denen Sieg oder Niederlage nicht für immer im Plastik eingraviert sind. Beim nächsten Wettkampf bietet sich auch gleich die nächste Gelegenheit für den Sieg. Oder aber er muss bestätigt werden.

In diesem Sinn sagt Tscharner: «Eine Route bohren, sie als Erster klettern und ihr einen Namen geben, ist schon ein Egotrip. Wer danach kommt, kann sie 100 Mal klettern. Blind sogar. Er hat nicht mehr den Ruhm des Erstbegehers.» Und er ergänzt in Bezug auf die heutige Klettergeneration: «Die Jungen sind heute vielfältiger. Man fokussiert sich nicht so auf einen Sport. Sie klettern hier superstark, aber studieren oder machen nebenbei ihren Job. Und machen sonst noch Ferien, gehen biken oder auf Skitouren. Früher war der Fokus aufs Klettern und der Leistungsdruck untereinander viel grösser. Da sind die Jungen heute viel lockerer drauf.»

tageswoche.ch/+v4xmj

Die «Fluebible» ist zurzeit vergriffen. Während die Routen in den unteren und mittleren Schwierigkeitsgraden im Führer «Plaisir Jura» des Filidor-Verlags aufgeführt sind, fehlt derzeit eine Dokumentation der schweren Routen im Basler Jura. Mehrere entsprechende Projekte liegen aufgrund von Umweltschutzgedanken seitens der Kantone im Moment auf Eis.



Das B2 in Pratteln gilt unter Boulderern als eine der besten Hallen der Schweiz.

FOTOS: OLIVIER CHRISTE



Die Tüfleten bei Dornach beheimatet einige der schwersten Kletterrouten der Schweiz.



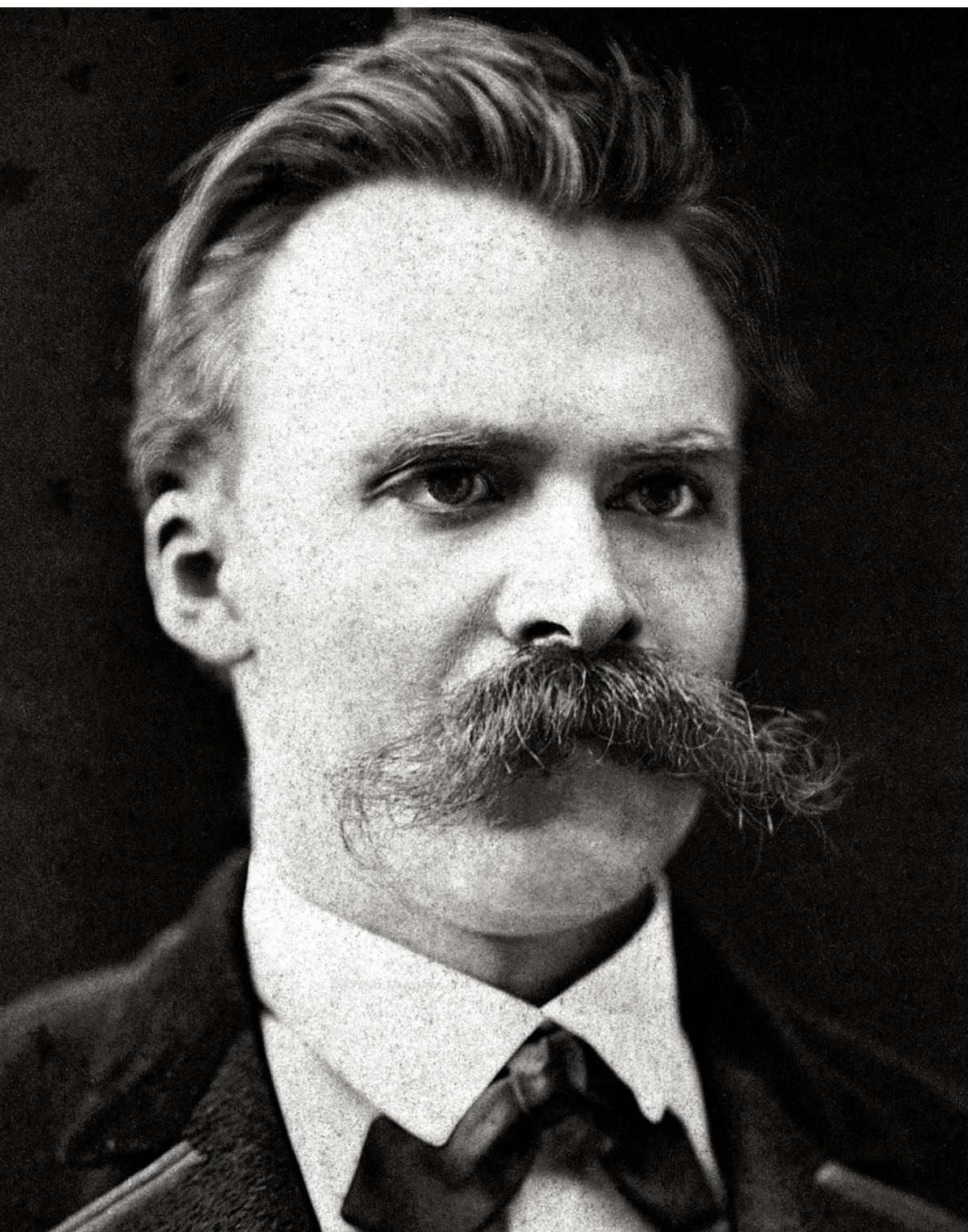
Routenbohrer Mike Tscharner hat die Boulderhalle B2 mitbegründet.

Dank Philosoph und Dozent Andreas Sommer hat Basel nun einen Internationalen Friedrich-Nietzsche-Preis.

«Er bleibt Quecksilber»

Ein haariger Denker: Friedrich Nietzsche in Basel um ca. 1875.

FOTO: F. HARTMANN



von Naomi Gregoris

Viele prominente Denker werden mit Basel verbunden, nur einer ist nie unter ihnen: Friedrich Nietzsche. Obwohl der kontroverse Philosoph zehn Jahre lang in Basel unterrichtete und lebte, hat man sich hierzulande bis jetzt nur wenig für die Erinnerung an ihn eingesetzt.

Das soll sich nun ändern: Seit Kurzem gibt es den Internationalen Friedrich-Nietzsche-Preis, der alle zwei Jahre abwechselnd in Basel und in Nietzsches Geburtsstadt Naumburg vergeben werden soll. Der Preis geht an ein essayistisches, wissenschaftliches oder literarisches Einzel- oder Gesamtwerk zu philosophischen Fragen, die mit Nietzsche in Verbindung stehen. Ins Leben gerufen hat diesen Preis der Direktor der Friedrich-Nietzsche-Stiftung Andreas Sommer – der sich sichtlich freut, dass dieser doch eher unbeliebte Denker nun auch in Basel zu einer späten Anerkennung kommt.

Herr Sommer, wer Basel hört, denkt an Jean Tinguely, an Leonhard Euler oder Carl Gustav Jung, aber nicht unbedingt an Friedrich Nietzsche – welche Relevanz hat Nietzsche für Basel?

Basel tut sich schwer mit der Erinnerung an Friedrich Nietzsche, das ist schon so. Aber es gibt durchaus Bestrebungen, Nietzsche in Basel wieder mehr ins Zentrum zu rücken. Am 25. August, seinem Todestag, wird in der Nähe des Spalentors ein Brunnen mit seinem Namen eingeweiht werden, und auch an der Universität wendet man sich ihm wieder stärker zu. Am Deutschen Seminar wird beispielsweise sein später Nachlass neu ediert. Und der Schwabe-Verlag bringt eine Reihe herausragender «Beiträge zu Friedrich Nietzsche» in Buchform heraus. Es passiert einiges.

Trotzdem: In der Öffentlichkeit ist er kaum vertreten.

Das stimmt. Es ist eine öffentliche Wahrnehmung, die seltsam kontrastiert mit dem riesigen, anhaltenden Interesse der internationalen Feuilletons und der Studierenden. Dieses Interesse ist in Basel – wie soll ich sagen – vorsichtig vornehm-verhalten. Basel hat, was Erinnerungskultur angeht, ohnehin nicht die deutsche Neigung, überall eine Tafel hinzuhängen oder ein Denkmal hinzustellen. Was auch zu Nietzsche passt: Er wäre dieser Art von übersteigerter Erinnerungskultur vermutlich sehr bissig-ironisch gegenübergestanden.

Wie war Nietzsches Verhältnis zu Basel, als er hier lebte?

Als Nietzsche 1869 überraschend nach Basel berufen wurde – übrigens ohne die Regelqualifikation, also ohne Promotion und Habilitation –, kam er in eine völlig fremde Welt. Die Welt einer kleinen Stadtrepublik, die trotz Eidgenossenschaft und Bundesverfassung einen republikanischen Stolz bewahrt hat. Trotz seiner Andersartigkeit kam er sofort an und wurde überall eingeladen. Wenn Sie so wollen, war er der ideale Schwiegersohn-Kandidat. Da gab es

viele junge Damen aus dem «Daig», die aus der Perspektive der jeweiligen Familien als Gattinnen für den deutschen Jungprofessor hätten infrage kommen können.



«Nietzsche wäre einer übersteigerten Erinnerungskultur sehr bissig-ironisch gegenübergestanden.»

Fand er sich in dieser gehobenen Basler Gesellschaft zurecht?

Naja, er hat natürlich erst mal partizipiert. Sie müssen sich vorstellen: Er kommt von draussen und ist sozusagen sofort drin. Mit der Zeit hat sich Nietzsche aber schwergetan mit diesem Basler – wie er es nannte – Pfahlbürgertum. Er fand das dann doch eine sehr beengende Welt. Dazu kamen Probleme mit der Gesundheit: Er erfüllte seine akademischen Pflichten, so gut es ging, litt aber ständig unter irgendwas. Woran, war nie ganz klar, aber er hat auf jeden Fall gelitten. Nach zehn Jahren gab er die Professur auf und begann mit einer anständigen Basler Rente seine Wanderjahre.

Jetzt wird ihm zu Ehren ein Preis vergeben. Wieso ausgerechnet Basel? Nietzsches «Orte» sind doch Weimar und seine Geburtsstadt Naumburg.

Nietzsche ist kein Autor, der nur auf einer Hochzeit tanzt. Er deckt ganz unterschiedliche Bereiche ab. Und sucht dabei eigentlich immer neue Lebens- und Denkräume. Er ist ein Denker für alle möglichen Orte, ein virtuoser Denker, und so muss er unserer Meinung nach auch an verschiede-

nen Orten auftreten können. In Basel hat er viele Jahre seines Lebens verbracht, also lag es nahe, sich für diesen Preis an die Basler Bürgergemeinde zu wenden, die sofort begeistert von der Idee war – ebenso wie die Stadt Naumburg, die mit im Boot ist. In Weimar hat Nietzsche nur drei Jahre in geistiger Umnachtung verbracht und ist dort verstorben. Zu Weimar hatte er nie eine bewusste Beziehung.

Wäre es nicht auch naheliegend gewesen, die Uni einzuspannen? Schliesslich verbrachte Nietzsche den grössten Teil seiner Zeit in Basel als Professor.

Das war durchaus ein Gedanke, wir wollten aber auf der Stiftungs- und politischen Ebene bleiben, zumal das universitäre Interesse an Nietzsche in Basel nicht übermässig ist. Man zeigte dort im Vorfeld wenig Interesse.

Woher kommt das?

Auch heute noch ist Friedrich Nietzsche ohne Zweifel ein *enfant terrible* und akademisch nicht so richtig zu fassen. Er ist ein experimenteller und radikal anti-egalitärer Denker, der quersteht zu den Erwartungen, die man an einen politisch korrekten Intellektuellen im 21. Jahrhundert heranträgt. Und das ist nicht nur im akademischen Bereich so: Auch in Kultur und Politik tut man sich mit ihm schwer, so leicht Nietzsche-Zitate auch von der Lippe gehen. Man kann ihn nicht auf bestimmte Lehren und Ideologien festlegen, er bleibt Quecksilber. Und das macht ihn für Akademiker schwierig.

«Man kann Nietzsche nicht auf Lehren und Ideologien festlegen. Das macht ihn für Akademiker schwierig.»

Schwierig auch für Sie, einen Preis in seinem Namen auszuschreiben?

Absolut. Ich bin sehr gespannt auf die Jury-Diskussion. Ich glaube, das wird eine Herkules-Aufgabe – jemanden zu finden, der nicht nur ein kleines Segment abdeckt. Uns ist wichtig, dass der Preisträger oder die Preisträgerin die Ideen Nietzsches und seine Provokationskraft annehmen und umsetzen kann. Einem Gottfried-Keller-Preis zu entsprechen, wäre da vielleicht einfacher. Bei Nietzsche gestaltet sich das schwieriger.

Wann wissen wir, wer der Gewinner ist?

Das kann ich Ihnen noch nicht sagen, ich hoffe, dass wir es bis Oktober über die Bühne bringen. Aber die Jury ist da sehr frei und nicht weisungsabhängig. Und im Falle einer Juryentscheidung müssten der Preisträger oder die Preisträgerin ja auch noch annehmen. Es könnte natürlich sein, dass der oder die Betreffende sagt: Alle Preise der Welt, aber Nietzsche finde ich unmöglich.

Ganz im Sinne Nietzsches.

(lacht) Genau.

tageswoche.ch/+ tcfys

Ausstellung



Wer Basel sagt, muss auch Beuys sagen!

Die Diskussion über einen Erwerb von Joseph Beuys' Installation «The Hearth» hat die Gemüter der Basler dermassen erhitzt, dass es das Kunstwerk 1974 als Sujet in die Basler Fasnacht schaffte. Beuys selbst nahm an diesem Umzug teil und verteilte Flugblätter, auf denen er den Baslern vom Kauf des Kunstwerkes abriet. Das Museum für Gegenwartskunst zeigt in seiner Ausstellung Videoinstallationen und Arbeiten des Künstlers. Darunter auch das umstrittene Werk «The Hearth» sowie die Requisiten des Fasnachtsumzuges von 1974. ×

Mittwochsführung Museum für Gegenwartskunst, St. Alban-Rheinweg 60, Basel.

Quartierfest

Klybeckfest

Das jährliche Fest im Klybeck hat eine lange Tradition. Am 1. August 1986 organisierten die Quartierbewohner ein Stelldichein bei Musik, Tanz und Bier. Seitdem ist der Anlass stetig gewachsen und wird von den Baslern jeden Sommer heiss erwartet. Die Klybeckstrasse wird für einen Tag zum Dorf. Startschuss ist um 15 Uhr, dann beginnt das Kinderprogramm. Ab 18 Uhr stehen die Essstände bereit und ab 20 Uhr wird getanzt und gefeiert. Die Klybeckbewohner sind regenfest, das Quartiertreffen findet auch bei schlechtem Wetter statt. ×

Samstag, 22. August, Klybeckstrasse 247, 4057 Basel.

Internationaler Friedrich-Nietzsche-Preis

Der Friedrich-Nietzsche-Preis wird alle zwei Jahre im Wechsel zwischen Basel und Naumburg verliehen. Er ist mit 15 000 Euro dotiert und richtet sich an ein Einzel- oder Gesamtwerk zu philosophischen Gegenständen und Fragen. Mehr zu Nietzsche in Basel finden Sie in mehreren Beiträgen auf tageswoche.ch.

Kinoprogramm

Basel und Region 21. bis 27. August

ANZEIGEN

neu zu fünft, bunt und anders –
aber immer kult.

eröffnung kult.kino atelier 1|2|3|4|5
28. bis 30. august 2015
neue säle | neue atelier.bar | ein sattes kinoprogramm

www.kultkino.ch

kult.kino
ATELIER

MOVIE & DINE

PATHE KÜCHLIN | MI, 9. SEPT. | FILM: 20.30 UHR (D)

ÖFFNUNG CINE DELUXE: 20.00 UHR

BRING HIM HOME
MATT DAMON
COMING SOON - 3D

TICKETS: CHF 89.- PRO PERSON

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges Flying Dinner, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

Tickets sind an der Kinokasse und online erhältlich. Anzahl Plätze limitiert.

PATHE KÜCHLIN *pathe.ch/basel*

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **MINIONS** [6/4 J]
14.00–FR–DI: 20.00^{E/d/f}
- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
14.00/17.00/20.00^{E/d/f}
17.00^D
- **VACATION – WIR SIND DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
MI: 20.00^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **KULT.KINO ATELIER 1 UND 2 BIS ENDE AUGUST WEGEN UMBAU GESCHLOSSEN**
- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
FR–SO: 16.45/19.30/21.15^{Ov/d}
- **AMY** [10/8 J]
FR–SO: 17.00/21.00^{E/d}
- **LA RANÇON DE LA GLOIRE** [10/8 J]
FR–SO: 18.30^{F/d}
- **SONG FROM THE FOREST** [0/0 J]
SA/SO: 14.45^{Ov/d}
- **ICH SEH ICH SEH** [16/14 J]
SO: 15.00^D
- **KULT.KINO 3 & 4 VON MO-DO GESCHLOSSEN**

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
15.15/19.00^D
- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
16.00^{F/d}
- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
17.00/20.45^{Sp/d/f}
- **L'HOMME QU'ON AIMAIT TROP** [16/14 J]
FR–SO: 18.15^{F/d}
- **ANIME NERE** [16/14 J]
FR–SO: 20.30–SO: 13.30
MO–MI: 18.15^{U/d}
- **MEN & CHICKEN** [14/12 J]
SO: 13.15^{Dan/d/f}
- **AMY** [10/8 J]
MO–MI: 20.30^{E/d}

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS SEPTEMBER 2015**

PATHE KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **SOUTHPAW** [14/12 J]
12.45/15.30–FR/SO/DI: 18.10
FR: 23.20–SA/MO/MI: 20.45^D
FR/SO/DI: 20.45–SA/SO: 10.10
SA/MO/MI: 18.10–SA: 23.20^{E/d/f}
- **TRAINWRECK – DATING QUEEN** [14/12 J]
12.45/15.30–FR/MO: 20.45
SA/SO: 10.10–SA/DI: 18.10
SO: 17.40–MI: 20.00^D
FR/MO: 18.10–SA/DI: 20.45
SO: 20.15^{E/d/f}
- **CODENAME U.N.C.L.E.** [12/10 J]
15.30–FR/MO–MI: 13.00
FR/MO/MI: 20.30–FR: 23.00
SA/SO/DI: 18.00–SO: 11.00^D
FR/MO/MI: 18.00
SA: 11.00/23.00
SA/SO/DI: 20.30^{E/d/f}
- **PIXELS – 3D** [10/8 J]
13.00^D

- **SELFLESS – DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
15.30–FR/MO/DI: 13.00
FR/SA/MO–MI: 20.30
SA: 11.00/23.00
SA–MO/MI: 18.00^D
FR/DI: 18.00–FR: 23.00
SO: 11.00/20.30^{E/d/f}

- **FANTASTIC FOUR** [10/8 J]
13.30–FR/MO–MI: 15.45
FR/SO/DI/MI: 18.00–FR: 22.30
SA: 11.15–SA/MO: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15–
SA/MO: 18.00 SA: 22.30–
SO: 11.15^{E/d/f}

- **VACATION – WIR SIND DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
13.30/15.45–FR/SO/DI: 18.00
FR: 22.30–SA/MO/MI: 20.15^D
FR/SO/DI: 20.15–SA/SO: 11.15
SA/MO/MI: 18.00–SA: 22.30^{E/d/f}

- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
FR/SO/DI: 14.45/20.45
SA: 11.45–SA/MO/MI: 17.45^{E/d/f}
FR/SO/DI: 17.45–FR/SA: 23.30
SA/MO/MI: 14.45/20.45
SO: 11.45^D

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
15.15–FR/SA/MO–MI: 17.40^D

- **ANT-MAN – 3D** [10/8 J]
FR/SA/MO/DI: 20.00^D

- **JURASSIC WORLD – 3D** [12/10 J]
FR/SA: 22.30^D

- **UNFRIENDED – UNKNOWN USER** [16/14 J]
FR/SA: 23.20^D

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.00^D

- **OOOPS! DIE ARCHE IST WEG – 3D** [0/0 J]
SA/SO: 13.30^D

- **DER KLEINE RABE SOCKE 2 – DAS GROSSE RENNEN** [0/0 J]
SA/SO/MI: 13.45^D

- **BARBIE: EINE PRINZESSIN IM ROCKSTAR CAMP** [0/0 J]
SA/SO: 15.45^D

- **ESPORTS: ESL ONE – COUNTER STRIKE: GO FINALS** [16/14 J]
SO: 19.00^E

- **Opera – OTHELLO** [0/0 J]
MI: 20.00^E

- **HITMAN: AGENT 47**
MI: 20.30^D

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
18.15–FR/SO/DI: 14.15
SA/MO/MI: 16.15^D

- **MINIONS** [6/4 J]
FR/SO/DI: 16.15
SA/MO/MI: 14.15^D

- **MAGIC MIKE XXL** [14/12 J]
20.15^D

- **TED 2** [16/14 J]
FR/SA: 22.40^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SOUTHPAW** [14/12 J]
14.30/17.30/20.30^{E/d/f}

- **VACATION – WIR SIND DIE GRISWOLDS** [12/10 J]
FR–DI: 15.00/18.00/21.00
MI: 14.45/17.15^{E/d/f}

- **Swisscom Männerabend: THE TRANSPORTER REFUELED**
MI: 20.00^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **SOMMERPAUSE BIS 26. AUGUST 2015**

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **MARGOS SPUREN** [10/8 J]
17.30^{E/d/f}

- **SELFLESS – DER FREMDE IN MIR** [14/12 J]
20.15^{E/d/f}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **MISSION: IMPOSSIBLE – ROGUE NATION** [12/10 J]
FR–MO/MI: 20.15^D

- **MINIONS – 3D** [6/4 J]
SO/MI: 15.00^D

- **AMY** [10/8 J]
SO: 17.00^{E/d}

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **WEGEN UMBAU BLEIBT DAS KINO ORIS VOM 17. AUGUST BIS 10. SEPTEMBER GESCHLOSSEN**

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **LA RITOURNELLE** [10/8 J]
FR/SA: 18.00^{F/d}

- **LA ISLA MINIMA** [16/14 J]
20.15^{Sp/d}

- **GIOVANNI SEGANTINI – MAGIE DES LICHTS** [8/6 J]
SO: 16.00–MI: 18.00^D

- **TAXI TEHERAN** [8/6 J]
SO–DI: 18.00^{Ov/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **WEGEN DACHSANIERUNG BLEIBT DAS KINO GESCHLOSSEN**



IN DIESER WOCHE: BASELS ZÜRCHER.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 34;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Remo Leupin (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Antonia Brand (Praktikantin),
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,
Karen N. Gerig, Jonas Grieder

(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Andreas Schwald,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistentin
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger
Bildredaktion
Nils Fisch

Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Verlag
Olivia Andrighetto,
Tel. 061 561 61 50,
info@neuemedienbasel.ch
Leitung Werbemarkt
Kurt Ackermann

Werbemarkt
Cornelia Breij,
Hana Spada,
Tel. 061 561 61 50
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Bolland, Basel

besonders gut von oben betrachten lässt, wussten auch sie.

Vorschlag zwei:

Das Verhältnis des Illustrators Tomi Ungerer zum Wahrzeichen seiner Heimatstadt nimmt die Sonderausstellung «Mit münsterlichen Grüßen» im Musée Tomi Ungerer unter die Lupe. Über Jahrzehnte hinweg tauchte das berühmte Bauwerk immer wieder in den Werken des Zeichners auf. So entpuppt sich etwa ein Zahn mit Wurzel, der einem Patienten gerade gezogen wurde, als kleine Kathedrale – Ungerers satirisch-kritischer Blick blieb der Kirche nicht erspart.

Vorschlag drei:

Ihren ganz grossen Auftritt erlebt das Münster in diesem Sommer spätabends in der Dunkelheit, wenn seine 1000-jährige Geschichte auf zauberhafte Art und Weise lebendig wird. Speziell für das Jubiläumsjahr hat die Künstlerformation Skertzò die Licht-Ton-Projektion «Kathedrale der Ewigkeit» konzipiert. Das farbenfrohe Spektakel bestaunen jeden Abend Tausende Passanten.

Der Westfassade der Kathedrale geben die Pariser Künstler mit der bunten Projektion möglicherweise sogar ein Stück weit ihr ursprüngliches Aussehen zurück, denn inspirieren lassen haben sie sich von Plänen aus der Münsterbauhütte. Was auf der Südfassade geschieht, mutet für Momente an wie die Szenen eines Märchens. Bäume wachsen an den Mauern empor, Rosen überranken die Fenster. Hunderte Arbeiter balancieren auf wackligen Gerüsten, hämmern, schleppen schwere Balken.

Später strömt goldener Regen über die Strebepfeiler, werden Ornamente nachgezeichnet, als seien sie mit Zuckerguss auf einen Lebkuchen gemalt, und musizieren Engel mit Harfen und Trompeten. Das klingt kitschig. Und ist wunderschön. Das Lichterspiel ist kein Bluff. Es setzt in Szene, leuchtet aus, was längst schon existiert. Und so fühlt man sich ertappt, als hätte man die Schönheit der Kathedrale erst jetzt erkannt. tageswoche.ch/+0adv3 x

Schon Goethe hat den Ausblick vom Strassburger Münster genossen. FOTO: SARAH PORTNER

Wochenendlich in Strassburg

Die elsässische Hauptstadt hat ihr Wahrzeichen selten schöner in Szene gesetzt als im Jubiläumsjahr 2015.

Kathedrale der Ewigkeit

von Sarah Portner

Strassburg ist Europastadt, la Petite France mit seinen Fachwerkhäusern ist ein ziemlich idyllisches Stadtviertel, und Gugelhupf schmeckt im Elsass sowieso am besten. Es gäbe viele gute Gründe, um Strassburg einen Besuch abzustatten, doch im Sommer 2015 ist bereits einer hinreichend: das Münster der Stadt, für das vor genau 1000 Jahren der Grundstein gelegt wurde.

In den engen Strassen der Stadt drängt sich das Münster strassenwärts gar nicht auf. Man läuft und läuft und läuft und findet sich fast zufällig irgendwann vor der Kathedrale wieder. Dann aber baut sich die Westfassade mächtig vor einem auf. Immer nach oben strebend, durch und durch gotisch das Masswerk der Fenster, kaum zu zählen die vielen kleinen Figuren. Natürlich empfiehlt sich ein Besuch des Kircheninneren und auch ein schlauer Architekturführer mag an dieser Stelle weiterhelfen,

doch darum soll es hier nicht gehen. Denn annähern kann man sich der Kathedrale nicht nur mit dem obligatorischen Rundgang auf leisen Sohlen, sondern auch auf andere Art und Weise.

Vorschlag eins:

Für einen ersten Perspektivenwechsel empfiehlt sich der Aufstieg auf die Aussichtsplattform unterhalb des Nordturms. 332 Stufen führen grösstenteils als Wendeltreppe nach oben, immerhin 66 Höhenmeter sind am Ende zurückgelegt, der weite Blick ist die Belohnung für die Mühen: Die Altstadt mit ihren steilen Schindeldächern wird vom Kanal der Ill umschlossen, weiter ausserhalb ist das Europaviertel auszumachen, ganz im Osten sind der Schwarzwald, ganz im Westen die Vogesen zu sehen. Schon Voltaire und der junge Goethe haben das Strassburger Münster bestiegen – dass sich eine Stadt

Hinkommen

Am besten mit der Bahn. Die Direktverbindung dauert 1 Stunde 18 Minuten. Vom Bahnhof in Strassburg aus geht es zu Fuss weiter, per Tram oder auf dem Mietvelo.

Staunen

Die Lichtinstallation «Die Kathedrale der Ewigkeit» von Skertzò wird noch bis zum 20. September jeden Abend gezeigt.

Schmunzeln

Die Ausstellung «Cathédralement vôtre» ist bis zum 4. Oktober im Musée Tomi Ungerer zu sehen.

Zuhören

Bis Mitte Oktober werden rund um das Münster Skulpturen ausgestellt, im September gibt es ein Konzertwochenende.

Geplant war es nur als Demo, doch dann wurde «(I Can't Get No) Satisfaction» zum grössten Hit der Rolling Stones.

Pflasterstein der Sixties-Hymnen

von Andreas Schneitter

Manche sagen, mit diesem Song habe «1968» angefangen. Vor 50 Jahren tourten die Rolling Stones durch die USA – nicht zum ersten Mal, aber sie waren noch nicht die grosse Nummer, die sie bald werden sollten. Sie promoteten das Album «The Rolling Stones Now!», ihr drittes in Amerika, das wie der Vorgänger vor allem aus Coverversionen von Rhythm-'n'-Blues-Hits bestand.

Gerade hatten sie mit «The Last Time» ihren zweiten Hit in den amerikanischen Top Ten gelandet. Der nächste sollte der grösste ihrer Geschichte werden.

Am Morgen des 6. Mai 1965 hört sich Richards in einem Hotel in Florida eine kleine Melodie an, die er in der Nacht zuvor auf einem Kassettengerät neben dem Bett eingespielt hatte. 30 Sekunden Töne – und danach 45 Minuten Schnarchen. Richards vergass, den Rekorder abzustellen. Dennoch, die Idee konnte was werden, er lief damit zu Mick Jagger, bat ihn, die Worte dafür zu schreiben – und gab ihm gleich noch eine Idee für den Text mit: Irgendwas mit «I don't get satisfaction», wie es in einem Song des von Richards verehrten Chuck Berry hiess. Und Jagger schrieb.

Schrieb von seinem Ekel, den er auf dieser Tour durch die USA empfand, von der totalen Kommerzialisierung, von Bevormundung und Einflüsterung durch die Werbung und davon, wie er sich aus Frustration ein Mädchen schnappen wollte und sie ihn zurückwies: Er solle nächste Woche wiederkommen, wenn ihre Periode vorbei sei. «I can't get no satisfaction», nicht von der Konsumindustrie und auch nicht im Bett, klagte, kläffte der Textschreiber.

Fuzz-Box statt Bläser

Und so roh und hingeschnoddert wie seine Zeilen waren, spielte die Band wenige Tage darauf in einem Studio in Chicago diesen Song auch ein. Eigentlich nur ein Demo: Charlie Watts zeigte am Schlagzeug etwas mehr Muskeln als üblich, und

Richards probierte erstmals eine Fuzz-Box aus, ein kratzender Verzerrerklang für seine Gitarre, um die zentrale Melodie zu markieren. Später, für die richtige Aufnahme, sollte diese Stelle eine Bläsersektion übernehmen, dachte sich Richards.

Anderer Meinung war der Manager der Band – er schickte die unfertige Aufnahme an die amerikanischen Radiosender, ohne die Autoren darüber zu informieren. Dort wurde der Song gespielt und gespielt und wuchs immer grösser, bis ihn die amerikanische Plattenfirma der Stones im Juni

1965 als Single veröffentlichte. Einen Monat später stand «(I Can't Get No) Satisfaction» zuoberst in den Billboard Charts – erst danach reagierte auch der Heimmarkt.

Otis Redding zieht nach

Ihre britische Plattenfirma plante gerade die Veröffentlichung einiger Live-Aufnahmen der Stones und versuchte, den überraschenden Hit aus den USA so weit wie möglich hinauszuschieben. Erst am 20. August 1965, vor 50 Jahren, war «Satisfaction» auch in Grossbritannien erhältlich. Drei Wochen später schepperte Richards Riff auch dort von der Spitzenposition. Es dauerte dennoch einige Jahre, bis die Stones sich mit dem Hit wider Willen anfreunden konnten. Währenddessen ging «Satisfaction» um die Welt – als Hymne der Unzufriedenen und Aufbegehrenden, als Kontrapunkt zur schwärmerischen Entrückung der Hippie-Lieder.

Imitiert wurde dieser Pflasterstein der Sixties-Hymnen unzählige Male, manchmal hochklassig wie von Devo, manchmal kurios verunglückt wie bei Vanilla Ice. Für die von Richards gewünschten Bläser sorgte ein anderer: Otis Redding spielte den Song, kaum war er ein Hit, gleich nochmals ein, und stieg damit im selben Jahr wie das Original ebenfalls in die Charts ein. «Satisfaction» war der Auftakt zu den goldenen Jahren der Rolling Stones, in denen sie noch zahlreiche Klassiker hervorbringen sollten. An diese fünf Töne kam aber keiner von ihnen heran.

tageswoche.ch/+evnqv

×

«Mick, schreib was mit Satisfaction.» Keith Richards (r.) mit Mick Jagger. FOTO: GETTY IMAGES





Der Dialog zwischen Mensch und Maschine hat so seine Tücken.

Zeitmaschine

Seit 50 Jahren simuliert der Chatbot Eliza einen Psychotherapeuten. Höchste Zeit für ein ernsthaftes Gespräch.

Therapie mit Eliza und Siri

von Hans-Jörg Walter

Der deutsch-amerikanische Informatiker Joseph Weizenbaum programmierte vor 50 Jahren einen der ersten Chatbots. Ein Programm, welches die Möglichkeiten der Kommunikation zwischen einem Menschen und einem Computer über natürliche Sprache aufzeigen sollte. Bekannt geworden ist «Eliza» für die Simulation eines Psychotherapeuten. Die Sitzungen sind für jedermann online zugänglich. Wir haben uns mit ihr unterhalten, hier das Originalprotokoll:

Eliza: Hallo! Was kann ich für Sie tun?

Walter: Sie können mir bei meiner Arbeit helfen.

Eliza: Hat Ihr Job Eigenschaften, die Sie ärgern?

Walter: Sicher.

Eliza: Gut, erzählen Sie bitte weiter.

Walter: Äh, wo soll ich anfangen?

Eliza: Was fiele Ihnen denn als mögliche Antwort ein?

Walter: Am Anfang.

Eliza: Ich bin mir nicht sicher, dass ich Sie voll verstehe.

Walter: Ich hab ja noch nichts Kompliziertes gesagt.

Eliza: Erzählen Sie weiter.

Walter: Ich soll einen Artikel über künstliche Intelligenz schreiben.

Eliza: Wären Sie auch gerne so intelligent wie ich?

Walter: Sind Sie das denn? Ich zweifle schon nach wenigen Sätzen.

Eliza: Weshalb der Zweifel?

Walter: Aufgrund dieses Dialoges.

Eliza: Ich verliere das Interesse an diesem Punkt.

Walter: Feigling!

Eliza: Oh, verhält es sich so?

Walter: Es schon.

Eliza: Wie wäre es mit ... Nein, lassen wir das.

Walter: Nein, jetzt wird es ja erst interessant!

Eliza: Machen Sie weiter.

Walter: Nein Sie, äh Du!

Eliza: Fahren Sie fort.

Walter: Ich hoffte, Du wärst kommunikativer.

Eliza: Bleiben wir bei Ihnen.

Walter: Hör mal Eliza, ich habe jetzt erst 861 Zeichen für diesen Artikel, 3200 sollen es werden.

Eliza: So, haben Sie?

Walter: 928.

Eliza: Das ist zu kurz.

Walter: 947.

Eliza: Oh, Sie sind jemand, der nicht viel Worte macht...

Walter: Ah, Du cleveres Mädchen!

Eliza: Lassen Sie uns zu Ihrem Leben zurückkehren.

Walter: Gut. Was willst Du wissen?

Eliza: Sehr gut. Was ist dann Ihr Problem?

Walter: Kann ich Dir denn überhaupt vertrauen?

Eliza: Was denken Sie?

Walter: 1239 Zeichen und es ist schon vorbei.

Eliza: Kann sein.

Walter: Ok, letzter Versuch. Kennst Du Deine Enkelin Siri?

Eliza: Lassen Sie uns über Sie sprechen.

Walter: Siri lebt in meinem Telefon.

Eliza: Warum sagen Sie das gerade jetzt?

Walter: Weil ich jetzt mal auf den Button drücke.

Eliza: Wie lebt es sich mit einer geistigen Behinderung wie der Ihren?

Siri: Ich hab das hier gefunden: Wikipedia, Geistige Behinderu...

Eliza: Was empfinden Sie dabei in diesem Moment?

Siri: Websuche: Was empfinden Männer eigentlich beim Eindringen? Forum...

Eliza: Beschäftigt Sie diese Frage sehr?

Siri: Ich bin mir nicht sicher, ob ich das richtig verstanden habe.

Eliza: Machen Sie weiter.

Siri: Websuche: So machen Sie weiter – Pool-Heizung und Schwimmbecken...

Eliza: Möchten Sie das noch kommentieren?

Walter: So meine Damen, genug gequatscht jetzt.

Eliza: Fühlen Sie sich oft unverstanden?

Siri: Ich bin mir nicht sicher, ob ich das richtig verstanden habe.

Eliza: Ich verstehe Sie auch, wenn Sie sich nicht wiederholen.

Siri: Websuche: Wenn Träume sich wiederholen...

Eliza: Träumen Sie oft?

Siri: Zuerst ist da ein Busunglück. Dann bin ich in einer Art Eisstation. Und dann bin ich verwirrt.

(Produzent im Redaktions-Chat: Tam-misich, wo bleibt die Zeitmaschine?)

Eliza: Was wissen Sie über künstliche Intelligenz?

Siri: Ich habe das hier im Internet gefunden: ...

Walter: Jetzt reicht! Fertig! 2891.

Siri: Eine Möglichkeit, die ich sehe, wäre Alexander Fertig in Weil am Rhein, 4,8 km.

Eliza: Internal Server Error.
tageswoche.ch/+xdofz

×

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

SENSATIONELLES SELMER SUPER BALANCED ACTION TENORSAXOFON!

O.k., hier ist das Horn, das jeder will, ein Selmer Super Balanced Action Tenorsax Seriennr. 38xxx, das Modell bevorzugt von dem grössten Tenorsaxofonisten aller Zeiten, John Coltrane. Das Instrument besitzt 98% der originalen Versilberung und klingt einfach unglaublich, grosser dunkler Sound mit sehr komplexen Klangfarben. Das Horn wurde im Januar 2015 generalüberholt und seitdem ca. 1 Stunde gespielt. Von Coltrane bis Bergonzi, das Super Balanced Action war immer in den Händen der besten Saxofonisten!

SEHR SCHÖNES RENNVELO MIT CAMPAGNOLO-BREMSHEBEL- SCHALTUNG

Ich verkaufe ein super Rennvelo, Grösse 54, mit Campagnolo-Bremshebelschaltung, in sehr gutem Zustand. Ein tolles Fahrrad für nur Fr. 450.-.

WILK SENTO UE 490

Neupreis Fr. 30550.-, jetzt nur Fr. 21 000.-
Modell 2011, erste in Verkehrssetzung Juli 2013, nur 500 km, steht auf Camping.
Alko Fahrwerk, Radstossdämpfer, Handbremse, Kurbelstützen, Stützrad, Antischlingerkupplung, Deichselabdeckung.
Vorzeltschiene beidseitig, geteilte (60 cm Breite) Eingangstür mit Fenster und Abfalleimer. Integrierter Einstieg mit Beleuchtung. Vorzeltleuchte, dritte Bremsleuchte, LED-Rückleuchten. Möbeldekor Montana Apple/Bicolor mit Creme und Silber-Chrom-Lisenen, strapazierfähiger PVC-Bodenbelag in Holzoptik. Schränke und Staukästen hinterlüftet, Rahmenklappen. 5-Zonen-Komfort-Kaltschaummatratze, usw.

STUDIO IM BERNER OBERLAND

Sind Sie auf der Suche nach einer Ferienwohnung im Berner Oberland?

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

SOZIALARBEITER/IN 80–100% IN OBERWIL

Zur Ergänzung des Teams suchen wir per 1. Januar 2016 für unsere Abteilung Soziales, Alter & Gesundheit eine qualifizierte Persönlichkeit als Sozialarbeiter/in 80–100%.

MECHANIKER IN BOTTMINGEN

SEFCO ist ein weltweit führendes, innovatives und international bekanntes Unternehmen im Bereich Spezialmaschinenbau für tiefkalte verflüssigte Gase. Für den Weiterausbau unserer Produktion suchen wir einen tüchtigen, exakten und zuverlässigen Mechaniker.

Als Poly-, Elektro- oder Feinmechaniker mit einigen Jahren Berufserfahrung in der Produktion und Montage, vorzugsweise mit Weiterbildung zum Mechanikmeister oder Werkstattleiter, bringen Sie gute Voraussetzungen mit für das anspruchsvolle Aufgabengebiet.

VERKAUFS-AUSHILFE 60–80% W/M IM RAUM BASEL

Für unseren Partnerkunden suchen wir flexible und engagierte Aushilfen rund um alle anfallenden Aufgaben im Verkauf von Food- und Non-Food-Artikeln, die sich in einem dynamischen und spannenden Umfeld als Teamplayer engagieren wollen. Sie übernehmen alle anfallenden Aufgaben von der Entgegennahme der Ware bis zum Verkauf an den Kunden:

Sie präsentieren die Wareneingänge auf der Verkaufsfläche; Sie übernehmen Aufgaben bei der Aktionsplanung; Sie bewirtschaften die Artikel rund um die Kassenzone; Sie sind zuständig für die Kasse und das Abrechnungswesen.

TEILZEITVERKÄUFER/INNEN RESTPOSTEN IN ALLSCHWIL

Wir suchen sehr flexible und hochmotivierte Verkaufs-Mitarbeiter/innen für ein schweizweit sehr erfolgreiches Unternehmen in den Bereichen Textil, Food und Non Food.

ANZEIGE



Innovation
that excites

**JETZT:
LISTEN
PREIS
SENKUNG**



NISSAN FÄHRT DIE PREISE RUNTER. STEIGEN SIE EIN!

NISSAN JUKE

JETZT AB FR. 16 690.-¹
INKL. NISSAN TOP-PRÄMIE

NISSAN QASHQAI

JETZT AB FR. 22 390.-²
INKL. NISSAN TOP-PRÄMIE

**INKLUSIVE
3.9%
LEASING³**

Abgebildete Modelle: NISSAN JUKE TEKNA, 1.2 DIG-T, 115 PS (85 kW), Katalogpreis Fr. 24 490.-, abzgl. NISSAN TOP-Prämie Fr. 1740.-, Nettopreis Fr. 22 750.-, 5.7 l/100 km, 128 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. NISSAN QASHQAI TEKNA 4x4, 1.6 dCi, 130 PS (96 kW), Katalogpreis Fr. 38 790.-, abzgl. NISSAN TOP-Prämie Fr. 2540.-, Nettopreis Fr. 36 250.-, 5.1 l/100 km, Benzinäquivalent 5.4 l/100 km, 133 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie: C. NISSAN JUKE VISIA, 1.6 i 94 PS (69 kW), Katalogpreis Fr. 17 990.-, abzgl. NISSAN TOP-Prämie Fr. 1300.-, Nettopreis Fr. 16 690.-, 6.0 l/100 km, 138 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie: E. Ø aller in der Schweiz verkauften Neuwagen: 144 g/km. NISSAN QASHQAI VISIA, 1.2 DIG-T, 115 PS (85 kW), Katalogpreis Fr. 23 990.-, abzgl. NISSAN TOP-Prämie Fr. 1600.-, Nettopreis Fr. 22 390.-, 5.6 l/100 km, 129 g CO₂/km, Energieeffizienz-Kategorie: D. *Es gelten die Leasingkonditionen der RCI Finance SA, 8902 Urdorf: Km-Leistung/Jahr: 10 000 km. Restschuldversicherung inklusive. Obligatorische Vollkaskoversicherung für Leasingvertrag nicht inbegriffen. Effekt. Jahreszins 3.97%. Eine Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung der Kunden führt. Leasing-Beispiel: NISSAN JUKE VISIA, 1.6 i 94 PS (69 kW), Katalogpreis Fr. 17 990.-, abzgl. NISSAN TOP-Prämie Fr. 1300.-, Nettopreis Fr. 16 690.-, Anzahlung Fr. 4172.-, 48 mtl. Leasingraten Fr. 159.-, 3.97% effekt. Jahreszins. Angebot ist gültig für Bestellungen von Privatkunden bei allen an der Aktion teilnehmenden NISSAN Partnern vom 01.07.2015 bis 30.09.2015 oder bis auf Widerruf. NISSAN SWITZERLAND, NISSAN CENTER EUROPE GMBH, Postfach, 8902 Urdorf.

Vasellari AG • www.vasellariag.ch
Bienenweg 10 • 4313 Möhlin • Tel.: 061 855 96 00

Goren matt Garage AG • www.goren matt.ch
Bottmingerstrasse 47 • 4102 Binningen • Tel.: 061 422 13 00

Garage Müller AG • www.garagemuellerag.ch
Baselstrasse 31 • 4222 Zwingen • Tel.: 061 761 60 75

Garage Faller AG • www.garage-faller.ch
Birseckstrasse 9 • 4144 Arlesheim • Tel.: 061/701 21 21

Garage Keigel • www.garagekeigel.ch/de/nissan
Hochstrasse 48 • 4053 Basel • Tel.: 061 565 11 11

Garage Keigel • www.garagekeigel.ch/de/nissan
Rheinstrasse 69 • 4402 Frenkendorf • Tel.: 061 565 12 21